OLZ

XL / 5 MAI 1937

شُهود in Sūra 74, 13[1].

Von David Künstlinger.

Auf Vers 12 dieser Sūra وجعلت له مالًا ممدودًا folgt V. 13: وبَنين شُهودًا, hierauf V. 14 ومهّدتُّ له تمهيدًا. Der Ḳur'ān gebraucht mehrmals مال (أموال) zusammen mit بنون (ولد), an einigen Stellen mit dem Verbum مدّ verbunden. So I (makk. Per.) 68, 14; 71, 12 (11 Flügel'sche Zählung); II (makk. Per.) 26, 88; 23, 55 (57); 17, 8 (6); 27, 36; 18, 39 (37), 44. Wie oben جعل neben بنون VV. 12—13 vorkommt, so auch in III (makk. Per.) 13, 37 (38) neben ذرّيّة. Das Wort شهود, um dessen Bedeutung zu eruieren es sich hier handelt, erklärt Ṭabarī (erste Ag.) XXIX, 83 nicht. Er gibt nur die Zahl der Söhne an — es sollen ihrer zehn gewesen sein — des hier ungenannten Gegners Muḥ., gegen welchen derselbe kämpft. Der islāmischen Tradition zufolge lautete der Name des Widerparts: Walīd b. Muġīra[2]. Zamaḫšarī, Kaššāf (Kairo 1307) II, 502—3 erklärt شهود auf dreierlei Weise: 1. حضروا معه, 2. رجال يشهدون معه المجامع الخ, بمكة الخ und 3. تسمع شهاداتهم فيما يتحاكم فيه. Auch Nīsābūrī am Rande des Ṭab. das. 84 erwähnt diese drei Bedeutungen des Wortes „šuhūd" in gekürzter Form mit unbedeutenden Textabweichungen. Baiḍāwī (Istanbul 1314) II, 562 eignet sich nur die erste von den drei erwähnten an. Tafsīr Ǵalālain am Rande des Baiḍ. das. 571 entscheidet sich für die beiden letzteren Deutungen ohne die erstere zu erwähnen. Die europäischen Gelehrten akzeptieren nur die erste der obigen Erklärungen. Es seien hier nur zwei Belege gegeben: Sprenger, Moh. II, 112 „und Söhne gegeben, die nicht in die Fremde zu gehen nöthig haben". Palmer, The Koran (Qur'ān) translated by . . . 1928 "and sons that he may look upon".

Die beiden oben mitgeteilten letzteren Erklärungen des Wortes شهود gehen auf den Stamm شهد im Sinne von „Zeugenschaft ablegen", die erstere auf denselben Stamm = „sehen", „gegenwärtig sein" zurück. Worin die Bevorzugung dieser Söhne hier hervorgehoben sein sollte, ist nicht recht einzusehen. Sie kann weder mit مال noch mit تمهيد irgend etwas Gemeinsames haben.

LA. IV, 208—9 s. v. سهد schreibt: وفي باب الأتباع شيء سَهْد مَهْد أي حَسَن والسَهُود الطويل الشديد شمر. Oder يقال للمرأة اذا ولدت ولدها بزحرة واحدة . . . وأسهدت به وأمهدت به . . . Oder يقال غلام سَهُوَد اذا كان غَضًّا حَدَثًا. S. auch das. 419 s. v. مهد.

Liegt nicht in diesem Ḳur'ānverse eine alte Verschreibung, تصحيف, vor, wo statt شُهودًا zu lesen wäre سَهودًا?[1] Diese Lesart würde dem مال einerseits und ganz besonders dem تمهيد andererseits sehr gut entsprechen. Die drei Ḳur'ānverse wären somit zu übersetzen: Und wir gaben ihm ausgedehntes Gut — und aufgeweckte (wackere) Söhne — und seinen (Unternehmungs-)Plan vollführte ich ihm glatt.

Über ähnliche fehlerhafte Schreibungen im Ḳur'ān vgl. Goldziher, Die Richtungen der islamischen Koranauslegung 3ff.; Barth, Studien zur Kritik u. Exegese d. Qorans (SA. aus Der Islam VI.) an verschiedenen Stellen.

1) Nöldeke-Schwally, Gesch. d. Qorāns I, 88.
2) S. Buhl-Schaeder, D. Leben Muh. 168f.

1) Vgl. Bibl. Islam. 2, 121; 3, 111 zu S. 10, 22 (23) يسّركم — بشركم. S. auch u. a. über ش und س in den alten Ḳur'ānhandschriften die Tafeln in Nöldeke-Bergsträsser-Pretzl, Gesch. d. Qorāns III hinter p. 274ff.

Besprechungen.

Allgemeines.

[Hirt, Herman:] **Germanen und Indogermanen.** Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur. Festschrift für Herman Hirt. Hrsg. von Helmut Arntz. I. Bd.: Ergebnisse der Kulturhistorie und Anthropologie. (XVII, 436 S., 85 Abb.); 2. Bd.: Ergebnisse der Sprachwissenschaft. (VII, 623 S., 7 Abb.) Heidelberg: Winter 1936. gr. 8° = Indogermanische Bibliothek, hrsg. v. H. Hirt u. W. Streitberg †. III. Abt.: Untersuchungen, 15. Bd. RM 38 —; geb. 42.50. Bespr. von Hch. Junker, Leipzig.

Am 12. Sept. 1936 verstarb der Gießener Indogermanist Herman Hirt. Ein Jahr zuvor hatten Schüler, Freunde und der Verlag ihm zum 70. Geburtstag diese stattliche Festschrift gewidmet. Die Leser der OLZ interessiert daraus nur ein bestimmter Teil, auf den ich aufmerksam machen möchte.

Der erste Band gliedert sich in eine (häßlich so genannte) „Kulturhistorie" und eine „Anthropologie". Für den Orientalisten enthält darin der reiche Artikel von Fritz Flor „Die Indogermanenfrage in der Völkerkunde" wertvolle Hinweise und Anregungen. Ausgehend von Fragen Gräbners und W. Schmidts, stellt er mit ausgezeichneter Stoffbeherrschung die kulturelle Verwandtschaft zwischen Polynesier- und Indogermanentum, die Frage der Herkunft der uraustronesischen Kultur aus Mittelchina, die Tocharer als innerasiatisches Verbindungsglied zwischen donauländischer und Yang-Shao-Kultur, deren Beziehungen zu den vorarischen indischen Kulturen und das finnisch-ugrisch-uralische Problem dar und vertritt als Ergebnis seiner Erörterungen die Überzeugung, daß sich die behauptete Verbindung Indogermanen-Altaier nicht als notwendiges Postulat der Forschung erweise. Er hält auch den Feuerkult für keine urindogermanische Eigentümlichkeit, mindestens dort nicht, wo Schmelzbutter beim Opfer verwendet werde, und meint, daß mit der Annahme einer näheren Verwandtschaft zwischen Ign. und Uraliern und ihres frühgeschichtlichen Zusammenhanges die Rätsel, welche die ig. Gesellschaftsordnung aufgibt, sich zwanglos lösen lassen. — Geistvoll und kämpferisch sind sodann die Ausführungen Josef Strzygowskis, der die Frage zu beantworten sucht: Warum kann für den vergl. Kunstforscher nur der höhere Norden als Ausgangspunkt der Ign. in Betracht kommen? Man kennt seine Anschauungen. Für ihn wird die Ign.frage aus der Suche nach einer Sprachfamilie zur Forschung nach der Herkunft einer seelischen, das Weltall umfassenden Geistigkeit, die weder etwas mit dem Mittelmeer, noch Mesopotamien zu tun hat, sondern aus dem europäischen Norden stammt. — Was Paul Koschaker als Beitrag der vergl. Rechtswissenschaft zur Ign.-Frage beisteuert, sind leider nur dürftige Bemerkungen, die weder dem Indogermanisten noch dem Orientalisten etwas bieten. — J. W. Hauers Darlegungen über „Religionsgeschichte und Indogermanenproblem" nehmen vielfach auf indische und iranische Tatsachen Bezug, enthalten auch manchen feinen Hinweis im Einzelnen, unterlassen es aber meist, für die gefällten Werturteile Belege und Begründung zu geben und wirken doktrinär, soweit sie nicht Allbekanntes bringen. — Für den älteren Orient wichtigste Probleme behandelt Fritz Schachermeyr unter dem Titel: „Wanderung und Ausbreitung der Ign. im Mittelmeergebiet". Das Ummān-Manda-Problem hält er z. Zt. noch nicht für lösbar. Bezüglich der Hethiter und Luvier vertritt er den Standpunkt, daß ihre Einwanderung (entgegen den Annahmen von Götze und Forrer) nicht in allzuhohe Zeit zurückverlegt werden kann, viel eher gegen Ende des dritten Jahrtausends, denn die Festigkeit und Bodenständigkeit des heimischen kleinasiatischen Elementes setzt eine Zeit voraus, welche dieses ungestört von ig. Eindringlingen durchlaufen haben müsse. Die Einwanderungsrichtung sei die östliche und nicht (mit E. Meyer) die westliche. Auch die arische Einwanderung, deren Weg noch immer strittig ist, wird erörtert, und als Ergebnis aller der ig. Zuströme gebucht, daß um das 2. Jahrtausend v. Chr., trotz aller Verminderung des nordischen Blutes, der ig. Einfluß im alten Orient seinen Höhepunkt erreicht habe, denn die ig. „Geisteshaltung gewinnt über den Orient in wichtigen Belangen ideologische Gewalt, d. h. sie schlägt selbst blutmäßig vom Nordischen nicht berührte Orientalen in ihren Bann". So werde das orientalische Ideal des Weltreiches durch die nordisch-ig. Idee der Toleranz und Gleichberechtigung überwunden, ein Prinzip, das nur Vorherrschaft, nicht Nachbarunterwerfung anstrebe. Die Großkönige erkannten sich gegenseitig an. Ein vorderasiatisches Gleichgewicht entstehe oder werde wenigstens erstrebt. Zur Begründung dieser Anschauungen verweist der Vf. auf seine früheren Schriften. Ich bin weder von der „ideologischen Gewalt" der ig. Geisteshaltung über Fremdrassige noch von dem Prinzip der Gleichberechtigung überzeugt, deren Träger Ign. gewesen sein sollen. Die Geisteshaltung des Orients hat sich bis heute noch nicht den europäisch-nordischen Ideen, sie hat sich immer wieder nur der politischen und wirtschaftlichen Macht des Nordens gebeugt! Und an einen orientalischen Leib, der sein arteignes Wesen aufgibt und zum Träger der nordischen Geistes- und Gemütskräfte wird, vermag ich schlechterdings nicht zu glauben. Abgesehen davon ist der Schachermeyrsche Beitrag eine großzügige und auch für den Orientalisten lesenswerte Schau der geschichtlich-politischen Vorgänge des Vorderen Orients jener Zeit. — Die Ausführungen O. Reches über die Entstehung der nordischen Rasse, welche auch die Rasse der Ign. mit behandeln, sind für die Ostindogermanen völlig von H. F. K. Günther abhängig. — Max Sempers Beitrag „Zur Rassengeschichte der Indogermanen Irans" ist gut bebildert. Seine anthropologischen Vergleiche überzeugen nicht immer. Nach ihm machen Arier, Griechen und Germanen eine engere Ign.-Gruppe aus, die sich deutlich von derjenigen der Slaven, Römer und Kelten abhebt. — Für den Indologen wich-

tig ist der wertvolle Beitrag des Rassenforschers und Ethnographen von Eickstedt: „Arier und Nagas. Das historische Gegenspiel in der Kulturdynamik des indo-ceylonesischen Völkerkreises." Der Vf. sucht in einer großen Sicht den Vorgang der Arisierung Ceylons darzustellen. Asien beginnt für ihn erst jenseits des Altai. In Indien sind nicht die ig. Inder eingewandert, sondern nur ihre Sprache hat sich ausgebreitet. „Es wäre müßig, im Pandschab nach nennenswerten Spuren von arisch-nordischem Blut zu suchen. Es wäre auch müßig, nach dem Blut der späteren Eroberer zu suchen. 'Die Eroberer kommen und gehen, wir beugen uns, aber wir bleiben bestehen.' Bestehen blieb auch die Sprache, wenn sie sich auch wandelte. Bestehen blieb auch manches von der Kultur, aber auch die Kultur wandelte sich. Vergessen wir nicht: Kali, die Grausame, Vischnu, Shiwa und der lüsterne Krishna werden heute in Indien verehrt, keineswegs Agni, Indra und Varuna. Die Fremdkulturen sind aufgegangen im Volkstum der eroberten Länder, zunächst im Fünfstromland, und so erst recht die Rassen. Aber die Eroberung griff weiter, die Sprache griff weiter, und auch die Kultur! Keines war mehr das gleiche wie anfangs, doch die Bewegung als solche rollte fort und schwang über den Raum." Der Impuls von dem Bewegungszentrum im fernen Norden „wirkte sich auch dann noch weiter aus, als die Träger der ersten und erst recht die Träger der späteren ferneren Wellen fast zerrieben und versickert waren." „In den Wellenbewegungen, die das Indogermanentum, das Ariertum vortragen und weiterschieben, müssen wir durchaus trennen die rassischen Träger des Impulses, die in eng begrenztem Raume wandern und wieder versickern, von dem geistigen Impuls selbst, der sich im Sprachlichen wie Kulturellen auswirkt und der weiterwirkt und weiterschwingt." Sicher wird hier eine für jede sich biologisch orientierende Geschichtsschreibung außerordentlich wichtige Frage aufgeworfen, die man aber schwerlich durch die Hypostasierung von „Bewegung als solcher" und von Zuständen u. dgl. lösen kann, denn das liefe doch wohl auf eine Zertrümmerung der biologischen Einheit des Menschen hinaus. — Der zweite Band behandelt die „Ergebnisse der Sprachwissenschaft". Hieraus sind für den Orientalisten beachtenswert: Albert Schott, „Indogermanisch-Semitisch-Sumerisch", eine gute kritische Zusammenstellung der Wortgleichungen und Beziehungen und ein Bekenntnis zur nördlichen Herkunft der Semiten, und die fleißigen Studien von Hans Jensen: „Idg. und Altaiisch" (mit einer knappen Erörterung der von Güntert zusammengestellten alten Lehnwortbeziehungen), Austronesisch, Chinesisch (für die allenfalls nur Wortentlehnungen in Frage kommen), Dravidisch (in Anschluß an Caldwells Theorie; Dravidisch, ig. Sprachen und die „skythischen", d. h. uralaltaiischen, hätten einen gemeinsamen Ursprung; ablehnend erörtert), Grönländisch (dessen von Uhlenbeck behauptete Beziehungen zum Ig. als fragwürdig dargetan werden), Koreanisch (wobei die Thesen von Koppelmann und Güntert eine überwiegend negative Beurteilung erfahren, freilich ohne daß das Problem damit beseitigt wäre), Uralisch (Auseinandersetzung mit Collinder; Anerkennung der Möglichkeit einer uralisch-indogermanischen Urverwandtschaft; Vermutung Paudlers, daß die fgr. Ursprache Ergebnis einer Durchsetzung einer altaiischen und einer ig. Sprache gewesen sei). Jalo Kalima schrieb über die indoiranischen und baltischen Lehnwörter der ostseefinnischen Sprachen, Johannes Friedrich behandelte das erste Auftreten der Ign. in Kleinasien, wobei er sich mit den Ansichten von Götze und Brandenstein auseinandersetzt. Die Tocharer betrachten Emil Benveniste und A. Meillet von der sprachlichen Seite her, und ersterer sucht die „Heimat", d. h. den Ausgangspunkt ihrer Ostwanderung in den Steppengebieten zwischen Dniepr und Ural. Den „Indogermanismus des Lykischen" verteidigt Piero Meriggi, indem er in kritischer Darstellung scharfsinnig „die längst errungenen Resultate der nordischen Schule sichtete und abrundete". Schließlich behandelt F. Sommer noch das heth. Wort für „Mund". — Die Arbeiten des Bandes wenden sich dann Fragen des Germanentums zu, die auch in seinem Titel voranstehen.

Wie alle derartigen Gemeinschaftswerke enthält auch die Hirt-Festschrift Beiträge von ungleichem Wert und Gewicht. Selten wird man aber die beiden starken Bände aus der Hand legen, ohne irgend eine Anregung und einen Gewinn gehabt zu haben. In technischer Hinsicht freilich ist der Druck mit seinen verschieden hoch stehenden Buchstaben und seinen oft ganz unscharfen Zeilenlinien nicht gerade eine deutsche Musterleistung.

The Cambridge Ancient History. Vol. XI: The Imperial Peace. A. D. 70—192. Edited by S. A. Cook, F. E. Adcock, M. P. Charlesworth. Cambridge: University Press 1936. (XXVIII, 998 S., 18 Ktn., Pläne, Tabellen.) gr. 8°. 35 s. Bespr. von F. Münzer, Münster i. Westf.

Die Aufgabe dieses Bandes ist, sowohl der Einheitlichkeit wie der Mannigfaltigkeit des römischen Weltreichs in seiner Blütezeit gerecht zu

werden. Noch keiner ist so sehr aus internationalem Zusammenarbeiten erwachsen, denn zur Abfassung der 21 Kapitel haben sich mit zweien der Herausgeber zehn Engländer und zehn Nichtengländer vereinigt, darunter vier Deutsche, und es sind Namen, die in der Wissenschaft den besten Klang haben. Der Berichterstatter hat in dieser Zeitschrift das Werden des Ganzen von Anfang an verfolgt, und seine Achtung vor dem Geleisteten ist dabei stets gewachsen, obgleich — oder: weil — er glaubt, daß er über die späteren Teile mit besserer Sachkenntnis als über die frühesten urteilen durfte; er rechnet den vorliegenden zu den gelungensten und ist beispielsweise von den zwei großen Kapiteln (X und XI) über Staat und Reich in höherem Grade befriedigt, als von manchen Beiträgen desselben Verfassers (Hugh Last) in früheren Bänden. Der Reichtum und die Verschiedenheit des Stoffes verbietet ein Eingehen auf einzelne Leistungen, soweit sie nicht ganz besonders von dem Leserkreis der OLZ beachtet zu werden verdienen.

Die Kaisergeschichte im engeren Sinne wird für die Flavier von Charlesworth und Syme, für Trajan von Longden, für Hadrian und seine Nachfolger von Wilhelm Weber geboten, dessen Beitrag trotz Verzichtes auf fast alle Belege und sogar trotz mancher Verkürzung mit rund hundert Seiten der umfangreichste von allen ist. Die Ergänzung dieser Kapitel in der Richtung auf die Einheitlichkeit der damaligen Welt, wenngleich mit der zum Teil unvermeidlichen Unterscheidung der griechischen und der römischen Reichshälfte, geben die zusammenfassenden Schilderungen von Verfassung und Verwaltung, Gesellschaft und Geistesleben, bildender Kunst und Rechtsentwicklung. In diesen wie in den noch zu erwähnenden Abschnitten werden natürlich die Zeitgrenzen 70 und 192 n. Chr. vielfach nach oben und nach unten hin überschritten; Wiederholungen sind nicht zu vermeiden; es ist aber kein Schade, wenn dieselben Dinge in verschiedener Gruppierung und Beleuchtung wiederkehren, und wenn gelegentlich einmal sogar eine Meinungsverschiedenheit von Mitarbeitern zutage tritt, wie in der Auffassung des von Domitian geforderten Titels Dominus et Deus (S. 41. 412, auch 745). Die Gesamtbehandlung des religiösen Lebens ist dem Schlußbande vorbehalten; nur der Entwicklung des Christentums bis auf Ignatius von Antiochia, den Zeitgenossen Trajans, ist ein Kapitel eingeräumt (VII von B. H. Streeter). Aber die religiösen Verhältnisse werden an vielen Punkten berührt, und es ist ein Genuß, einem Führer wie Franz Cumont zu folgen, wenn er ihren Gestaltungen auf syrischem Boden bis zum heidnischen Monotheismus und bis zur christlichen Sektenbildung nachgeht (Kap. XV Ende).

Das gehört nun schon zu der andern Seite dieses bedeutsamen Zeitalters, zu der reichen Mannigfaltigkeit in den Teilen des großen Ganzen, die vornehmlich in den Kapiteln II. III. XII—XVI zur vollen Geltung kommt. Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem Mommsen in dem bewundernswerten fünften Bande seiner Römischen Geschichte diese Seite in den Vordergrund stellte, und erst sein neuerdings veröffentlichter Briefwechsel mit Wilamowitz hat gelehrt, wieviel er hier für den griechischen Osten dem Schwiegersohn verdankte. Seit einem Jahrzehnt besitzen wir ein neueres Meisterwerk ähnlicher Art von der Hand Rostovtzeffs, und soweit mit solchen Schöpfungen aus einem Gusse eine Monographiensammlung verglichen werden darf, verdient die CAH mit ihren entsprechenden Kapiteln neben sie gestellt zu werden. Rostovtzeff selbst für Sarmaten und Parther und Idris Bell für Ägypten sind aus dem Kreise der altbewährten und schon früher beteiligten Mitarbeiter wiederum eingetreten, zu ihnen Cumont für die östlichen Grenzlande, Josef Keil für die griechischen Gebiete in Europa und Asien und ähnlich hervorragende Gelehrte verschiedener Nationen für die Länder und Völker im Süden, Westen, Norden des Reiches. Es ist geglückt, einen Stab von Männern zu vereinigen, die mit den einzelnen Ländern und der in den letzten Zeiten so schön erblühten Bodenforschung auf das innigste vertraut sind, die alle Gattungen der Quellen beherrschen und zur würdigen Darstellung der geschichtlichen Ergebnisse befähigt sind. Nicht nur die fesselnden und anziehenden Schilderungen, sondern auch die wohlerwogenen und wohlabgewogenen Werturteile sind zu beachten. Die besondere Eigenart kleiner, von der Umgebung abstechender Territorien, der glänzende Aufschwung der Städte im vorderen Asien, der fast unmerklich und doch unaufhaltsam fortschreitende Niedergang im agrarischen Ägypten und vieles Andere erfährt allseitige Prüfung und unbefangene Würdigung. Breiten Raum nimmt das Wirtschaftsleben ein, ohne daß aber Volkstum und Sprache, Religion und Kultur (in weitem Umfang) zu kurz kommen, und die Frage nach dem jähen Absturz von der erreichten Höhe taucht wiederholt auf, zuletzt noch in dem knappen aber gehaltvollen Schlußwort Adcocks. Viel ist von Handel und Verkehr zu berichten, und von ihren Wegen zu Wasser und zu Lande, innerhalb der Reichsgrenzen und darüber hinaus. Sollte es da nicht empfehlenswert sein, auf den

Karten und vielleicht sogar in einem zusammenhängenden Textteil gerade auch für die östlichen Reichsgebiete etwas mehr von dem Straßennetz und dem Grenzschutzsystem zur Darstellung zu bringen, etwa nach dem Muster der Limeskarte (7 zu S. 158)? Doch auch wenn solche Wünsche unerfüllt bleiben und leichte Versehen bisweilen durchschlüpfen — z. B. Petrons Matrone von Ephesos als Milesierin (S. 728) —, so darf man dem Abschluß des Werkes mit dem letzten Textbande und dem schon hier vielzitierten fünften Tafelbande mit den besten Erwartungen entgegensehen.

Kolbe, Walther: **Die Weltreichsidee Alexanders des Großen.** Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Freiburger Wissenschaftlichen Gesellschaft am 23. November 1935. Freiburg i. Br.: Hans Speyer Verlag Hans Ferdinand Schulz 1936. (24 S.) gr. 8°. = Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft, Heft 25. RM 1 —. Bespr. von E. Hohl, Rostock.

Über „das Weltreich Alexanders des Großen" hat W. Kolbe schon im Jahre 1916 in der „Aus stiller Arbeit" betitelten „Weihnachtsgabe der Rostocker Universitätslehrer an ihre Schüler im Felde" gehandelt. Damals hatte er noch von der „Idee des griechisch-makedonischen Weltreiches", die „Alexanders ureigenstes Eigentum" sei, gesprochen (a. a. O., S. 97). Von Isokrates war nicht die Rede. In seinem neuen Vortrag bewertet K. diesen athenischen Publizisten als einen „Politiker großen Stiles" (S. 8), der auch einem Alexander „den Weg gewiesen" habe zur Zerstörung des Perserreichs (S. 10). K. bekämpft die früher von ihm geteilte Ansicht, daß erst der Sieg von Issos den Makedonenkönig Alexander auf den Gedanken einer Eroberung des Perserreichs gebracht habe. Vielmehr habe ihm „das große Ziel der Eroberung Asiens schon vorher vorgeschwebt" (S. 10). Demgegenüber sei daran erinnert, daß Alexander „in den Perserkrieg mit einem schwer verschuldeten Volk", mit einem „ruinierten Staat" hineinging und daß er „durch den großen Raubzug nach Asien seinem Volk und Staate wieder aufhelfen" wollte (E. Kornemann, Die Alexandergeschichte des Königs Ptolemaios I. von Ägypten, Leipzig u. Berlin 1935, S. 160; vgl. denselben in „Staaten, Völker, Männer aus der Geschichte des Altertums", Leipzig 1934, S. 62). „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" und gerade darin, daß das gewaltige Unternehmen der Eroberung des Ostens aus einem so bescheidenen Keim erwuchs, liegt ein besonderer Reiz. Seinem Thema gemäß will Kolbe „untersuchen, ob Alexander in den eroberten Ländern ein einseitiges Herrschaftsverhältnis aufrichten wollte, oder ob er als Vertreter eines Weltbürgertums anzusprechen ist, das keine Schranken von Nation und Rasse mehr kannte" (S. 6). „Kosmopolitische und nationale Einstellung, das sind die beiden Pole, zwischen denen der Standpunkt des Makedonenkönigs festzulegen ist" (ebenda). Wie das Folgende zeigt, wünscht K. Alexanders Standpunkt nicht zwischen den eben bezeichneten Polen festzulegen, sondern er weist Alexanders „Ideologie" (S. 18) mit Entschiedenheit der kosmopolitischen Sphäre zu. Dabei wendet er sich ausdrücklich gegen U. Wilcken, der das „Bild eines makedonisch-persischen Reiches uns glaubhaft machen will" (S. 19). Aber ich fürchte, wir stehen bei der Beurteilung der letzten Ziele des in der Blüte der Jahre Dahingerafften auch nicht auf festerem Boden als bei seines Vaters letzten Absichten, bei deren Besprechung auch K. sich bewußt ist, „schwankenden Boden zu betreten" (S. 19). Seine frühere Polemik gegen W. Ottos allgemeine Erörterung der unheilvollen Begleiterscheinungen einer „öden Weltherrschaft" hat K. wieder aufgefrischt (S. 12f.), ohne zu beachten, daß auch Otto an leicht zugänglicher Stelle (in den „Menschen, die Geschichte machten") inzwischen betont hat, Alexanders „Allmacht" sei „für sein Reich zum Segen" geworden. Das stimmt zu Kolbes Versicherung, daß das Alexanderreich „Segen wirken sollte" (S. 19). Wenn K. aber den „dämonischen Genius", der dem „Gedanken einer allgemeinen Weltverbrüderung" huldigt (S. 18), als einen „Landesvater im schönsten Sinne des Wortes" feiern möchte (S. 13), so klingt das kleinbürgerlicher als es gemeint sein dürfte. Im übrigen zweifle ich nicht, daß der Vortragende seinen Zweck, „einem größeren Kreis von interessierten Freunden (der Wissenschaftlichen Gesellschaft), von Mitarbeitern und studentischen Kameraden" durch seine sachkundigen Ausführungen eine anregende Stunde zu bescheren, vollauf erreicht hat.

Pettazzoni, Raffaele: **La Confessione dei Peccati.** Parte Seconda, Vol. III: Siria, Hittiti, Asia Minore, Grecia, Indice dei Vol. I—III. Bologna: Nicola Zanichelli 1936. (XI, 294 S.) 8° = Storia delle Religioni a cura di R. P. Vol. XII. L. 25 —. Bespr. von Howard T. Gay, Villar Pellice.

Den beiden ersten in diesem Blatte (OLZ 1930 Nr. 12 Sp. 974—978 bzw. 1935 Nr. 10 Sp. 604—606) bereits besprochenen Bänden des gediegenen Pettazzoni'schen Werkes reiht sich nunmehr ebenbürtig der dritte an.

1. Auf der Suche nach mehr oder minder deutlichen Spuren antiker Beichteinrichtungen gelangen wir diesmal zunächst nach dem Syrien des XIV. vorchristlichen Jahrhunderts. In

einem seiner letzten Briefe an den Pharao Amenophis IV. erklärt der Statthalter von Gubla, d. h. Byblos, Rib-Addi, die Götter von Gubla seien erzürnt und er habe seine Sünde den Göttern (wohl in erster Linie der Stadtgöttin, der „Herrin von Byblos") bekannt (El-Amarna-Tafeln, Nr. 137; ähnlich in Nr. 196 Namiawaza: „Ich bin ein Knecht des Königs, der den Göttern die Sünden bekannt hat."). Auch die Verehrer der (vorsemitischen S. 23) Dea Syria, Συρία Θεός, Atargatis (eigentlich 'Atar'atā, d. i. „Göttin *'Ate*", Bambykes Stadtgöttin S. 14) pflegten ihre Versündigungen, namentlich Übertretungen bestimmter Speiseverbote in aller Öffentlichkeit zu beichten und zu beklagen. Höchst anschaulich, ja drastisch schildern noch Menander (in einem Komödienfragment) und Plutarch (in seiner Schrift „über den Aberglauben") deren Gebaren.

2. Zu den in Boghazköi aufgefundenen hethitischen Texten gehören auch zwei Gebete des Königs Muršiliš II. (etwa 1353—1325 v. Chr.), der, um von den Göttern das Aufhören der seit zwanzig Jahren in seinem Lande wütenden Pest zu erflehen, als vermutliche Ursachen derselben gewisse — teils nur von seinem Vater Šuppiluliumaš, teils auch von ihm selber verschuldete — Vergehen (Treubruch am eigenen Bruder, Vertragsbruch Ägypten gegenüber, Opferunterlassungen) reumütig bekennt. In Kappadokien, dem Mittelpunkt des alten hethitischen Reiches, nahe bei Tyana, hatte der Eidgott Zeus Asbamaios ein Heiligtum mit wie siedend wallender Kaltwasserquelle, die zur Wasserprobe diente. Wer Wahres schwur, kam unbeschädigt davon; der Meineidige dagegen wurde mit schwerer Krankheit geschlagen und dadurch genötigt, zurückzubleiben und seine Unwahrhaftigkeit unter Klagen zu bekennen.

3. Aus einem zur gemeinsamen Verehrung der Meter Leto und des Apollon Lairbenos oder Lairmenos errichteten phrygischen Heiligtum stammen viele Sakralinschriften, darunter auch auf entsprechenden Denksäulen förmliche Beichtinschriften späten Datums (I.—III. Jahrhundert n. Chr.), die von begangener Sünde, verhängtem göttlichem Strafgericht, öffentlich abgelegtem Sündenbekenntnis, empfangener Gnade und Aufstellung der betreffenden Stele zur dankbaren Verherrlichung der göttlichen Allmacht und als Warnung für andere zu erzählen wissen. Dabei handelt es sich meistens um Verstöße gegen sakrale Vorschriften, und zwar sehr oft um entweihendes Betreten des heiligen Bezirkes im Zustande der Unreinheit (ἄναγνος). Ganz ähnlich lautende Inschriften liegen für das mäonische Lydien des II.—III. Jahrh. n. Chr. vor; nur haben einige darunter nicht die bußfertigen Schuldigen selbst, sondern deren Angehörige zu Urhebern. In scharfsinnigen Ausführungen (S. 80—115) macht der Verf. für die kleinasiatische Beichte ein recht hohes Alter wahrscheinlich: sie sei weder aus griechischen noch aus persischen, weder aus hethitischen noch aus babylonischen Einflüssen zu erklären, sondern (mitsamt der Verehrung einer Großen Muttergottheit) dem ethnischen und kulturellen Untergrund des Landes selbst zuzuweisen. „Literarische Widerspiegelungen der anatolischen Beichte" lassen sich bei Tibull (I 2, 81—88), Ovid — sowohl in der mythischen Gestalt des mit gen Himmel erhobenen Händen und Armen seine sündige Goldgier bekennenden Midas (Metam. XI 129—143), als auch in der Claudia Quinta-Episode (Fast. IV 305—327) — und in der 6. Sat. des Juvenal (511—526) feststellen (S. 115—131).

4. Auf griechischem Boden begegnet eine Art Beichte nur an zwei, höchstens drei Stellen: nämlich auf Samothrake, im Orphismus und — vielleicht (S. 198) — bei Epikur. Auf der Insel Samothrake dürfte ein aus pelasgischer Urzeit vererbter Beichtritus bestanden haben — zwar nicht als organischer Bestandteil der dortigen Mysterien, wohl aber als etwaiger Auftakt zur Einweihung — für solche, die sich schon um des von ihnen vergossenen Menschenblutes willen, um das dortige Asylrecht zu genießen, ohnehin einem besonderen Reinigungsverfahren unterziehen mußten. Pelasgisch ist ja auch der Name des betreffenden Priesters: κοίης oder κόης (eng verwandt mit dem lydischen kaveś, καυης). — Das Motiv von dem mittels Folterqualen den Verdammten in der Unterwelt fortwährend abgepreßten Sündenbekenntnis (Vergils Aen. VI, 566—569) geht wohl auf orphische Vorlagen zurück und stellt eine im späteren, orientalisierten Orphismus vollzogene Eschatologisierung oder Verjenseitigung des diesseitigen kleinasiatischen Beichtinstituts dar. Die Hipta der „Orphischen Hymnen" ist ja eben keine andere als die Μήτηρ Ἴπτα einer lydischen Beichtinschrift. — Bei der in der Schule Epikurs schon bei Lebzeiten des Gründers bestehenden beichtartigen Praxis der freiwilligen Selbstanzeige im Falle einer Verfehlung (oder auch der fraterna delatio) erwägt Prof. P. die Möglichkeit einer Beeinflussung durch die kleinasiatische religiöse Umwelt, in der der Stifter ja selber aufgewachsen sei und seine erste Jüngerschaft gesammelt habe.

Das letzte Viertel des Buches (S. 221—294) nimmt ein sich auf die beiden ersten Bände mit erstreckendes ausführliches Verzeichnis ein.

Als Schlußteil des ganzen Werkes stellt der Verf. zumindest noch die Behandlung der Rolle, welche das Beichtwesen in den meisten modernen Religionen spielt, in Aussicht (S. VII).

Ägyptologie.

Davies, Nina M. de Garis: Ancient Egyptian Paintings selected copied and described with the editorial assistance of Alan H. Gardiner. Vol. I: Plates 1—62. Vol. II: Plates 63—104. Vol. III: Descriptive text. (XLVIII, 209 S.) 4°. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press 1936 u. London: Cambridge University Press. £ 10.—.— Bespr. von Hermann Kees, Göttingen.

Wir haben zuletzt bei der Anzeige der „Paintings" aus dem thebanischen Grab des Veziers Rechmirê darauf hingewiesen[1], welch wertvolle und für die ägyptische Kunstgeschichte geradezu unentbehrliche Hilfe die prachtvollen nach Aquarellen von Mrs. Davies ausgeführten Farbentafeln geworden sind. Nun erscheint, durch eine Spende von Mr. Rockefeller jun. ermöglicht, eine Sammlung von 104 bunten Foliotafeln, die das Lebenswerk der Künstlerin in musterhafter Wiedergabe umfassen und zugleich erstmalig eine Gesamtschau über Entwicklung und Technik der ägyptischen Wandmalerei gestatten. Der Hauptanteil entfällt naturgemäß auf die thebanischen Gräber des NR; ihm sind aber als wichtige Ergänzungen vorausgeschickt: die berühmten Gänse von Medum aus dem Anfang der 4. Dynastie, 5 Stücke aus dem Grab des Chnumhotep in Beni Hasan, dessen Bildschmuck bisher nur in ganz wenigen Proben ausreichend, d. h. farbig, veröffentlicht war. Dazu kommen verständigerweise Beispiele handwerklicher Arbeit, aus einer Grabkammer der Junker'schen Grabungen in Gise (6. Dyn. Taf. 2—3) und von Särgen des MR (Taf. 5—6). Dann ziehen in eindrucksvoller Reihe die besten Stücke der thebanischen Gräber an uns vorüber. Auch hier hat man sich nicht einseitig auf die bekanntesten und künstlerisch hochwertigsten Bilder beschränkt, sondern läßt zwischendurch Durchschnittsarbeiten zur Geltung kommen, sofern sie maltechnisch eigenartig sind, so z. B. die ungemein flott und lebendig hingeworfenen Soldatentypen aus dem Grab des Offiziers Tjaneni (Grab Nr. 74 Taf. 45—46). Zur Abrundung fehlen auch Proben der hochentwickelten dekorativen Deckenmalerei nicht, darunter zwei berühmte Muster aus dem Grab des Neferhotep Nr. 50, die bisher farbig nur in alten Zeichnungen von Prisse vorlagen. Weiter erhalten Szenen von geschichtlicher Bedeutung ihr Recht; vor allem eine stattliche Anzahl Fremdvölkerdarstellungen, die ähnliche in dem Rechmirêband und anderswo bereits gegebene ergänzen. Da ist an erster Stelle das Bruchstück aus dem Senmutgrab mit den kretischen Vasenträgern zu nennen (Taf. 14), ferner eine Bilderreihe aus dem zeichnerisch bereits in den Theban tombs series, in Bd. V veröffentlichten Grab des Mencheperrêsenb (Taf. 21—24).

Natürlich war es nicht leicht, überall den richtigen Ausgleich zu finden zwischen dem Streben nach einer geschlossenen Übersicht und der Notwendigkeit, das Werk nicht unnötig mit Wiederholungen bereits in Bänden der Davies'schen thebanischen Gräberpublikationen farbig reproduzierter Bildtafeln zu belasten und dadurch zu verteuern. Ich glaube, daß dieser Ausgleich ganz befriedigend in dem Sinne ausgefallen ist, wie es Alan H. Gardiner selbst im Vorwort meint, daß man "sinned with discretion". Unter den 104 Tafeln finden sich etwa 20 wirkliche Wiederholungen von Farbentafeln anderer Daviesbände. Darunter sind aber Stücke, die entscheidende Bedeutung zur Veranschaulichung der Stilentwicklung besitzen, so die Jagdszenen aus dem Grab des Kenamun (unter Amenophis II.) oder die Wandgemälde aus dem sog. „grünen Zimmer" des Nordpalastes in Amarna. Sehr erfreulich ist die Bereicherung durch je 1 Jagd- und Schlachtenszene von der berühmten Truhe aus dem Tutanchamungrab (Taf. 77/78). Schade, daß es sich offenbar nicht ermöglichen ließ, das Gartenbild mit König und Königin, vielleicht das künstlerisch feinste Stück aus dem Tutanchamungrab, hinzuzunehmen. Mit gutem Grund sind 5 hochwertige im British Museum befindliche Bilder aus einem unbekannten Grab wohl der Zeit Amenophis' III. aufgenommen (Taf. 65—70), obwohl sie bereits nach Farbenphotographien veröffentlicht sind.

Allerdings muß bei dieser Gelegenheit betont werden, daß die meist unbefriedigenden Ergebnisse bei Benutzung der Farbenphotographie heute nicht mehr auf Mängel des Aufnahmeverfahrens, sondern zumeist auf eine gewisse Schwerfälligkeit und technische Unbildung der Museumsleiter zurückzuführen sind. Dieser Unterlassung machen sich leider fast sämtliche bedeutenden ägyptischen Sammlungen schuldig.

Gerade in bezug auf farbige Tempelreliefs und farbig erhaltene Plastiken wäre viel Versäumtes nachzuholen, ehe die einstige Farbenfrische vergeht. —

Der erfolgreichen Künstlerin Mrs. Davies gebührt unser aller Dank, daß sie der ägyp-

1) OLZ 1936 Sp. 221/222.

Pacific School of Religion Berkeley, Calif.

tischen Kunstgeschichte eine Hilfe von höchster Gediegenheit in die Hände gegeben hat, vorbildlich in künstlerischer Einfühlung und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit.

Spiegel, Joachim: Die Präambel des Amenemope und die Zielsetzung der ägyptischen Weisheitsliteratur. Glückstadt: Augustin [1935]. (18 S.) gr. 8°. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Verf. geht von dem Anfang (das nennt er Präambel) der Lehre des Amenemope (durch Erman, Lange u. a. veröffentlicht) aus. Er übersetzt Z. 6, abweichend von seinen Vorgängern: „um eine Äußerung beantworten zu können dem, der sie sendet". Bisher war übersetzt worden: „um einen Bericht zu erstatten dem, der einen ausschickt". Über die Richtigkeit von S.s Übersetzung ließe sich eine eigene Abhandlung schreiben, wozu hier der Raum fehlt. Das wird ja wohl auch von anderer Seite geschehen. Überzeugt haben mich S.s Ausführungen keineswegs, ebensowenig seine Meinung, daß Pap. Anastasi I nur ein Stück einer längeren Auseinandersetzung bilde. Die von Posener veröffentlichten Ostraka, auf die er sich beruft, zeigen nur, daß es von Anastasi I abweichende Lesarten gegeben hat, wie von sovielen Texten der antiken Überlieferung. Was den Pap. des Amenemope angeht, so muß zu seiner sprachlichen Kritik wohl vorher seine Abfassungszeit untersucht werden, wovon ich in S.s Aufsatz nichts finde. Stammt der Text, wie mir Spiegelberg s. Z. auseinandersetzte, erst aus saitischer Zeit, so entfallen z. T. die grammatischen Argumente, die S. für seine neue Übersetzung ins Feld führt. S. interpretiert dann die folgenden Verse der Einleitung und kommt zu dem Schlusse, daß „der Zweck des Buches sei, seinen Anhängern für eine Auseinandersetzung mit Gegnern die Leitsätze an die Hand zu geben. Man soll den Gegner dadurch bekehren, um ihm das zeitliche und ewige Heil zu verschaffen". Dasselbe Ziel schreibt S. auch, wie es scheint, der gesamten Weisheitsliteratur der Ägypter zu oder doch ihrem größten Teile. Dabei fällt dem Leser auf, daß S. die nach allgemeiner Auffassung wertvollsten und jedenfalls verbreitetsten „Lehren", die für Merikare und die des Amenemhet gar nicht erwähnt. Auch andere, wie die des Duauf und Kagemni, sucht man vergebens. Sie würden genügen, zu zeigen, daß S.s Auffassung bestenfalls nur für einige „Lehren" paßt, aber nicht für alle. Auch findet man, daß er einzelne Sätze äg. Rhetorik viel zu wörtlich nimmt.

Zum Schluß gibt S. einen interessanten Text aus der neuentdeckten Papyrushandschrift der Ramessidenzeit, die Gardiner aus den Pap. Beatty veröffentlicht hat. Dort spricht Verf. von der Wirkung der „Lehren" auf die Nachwelt und führt als Beispiele einige berühmte „Lehren" an. Darunter sind manche, die wir kennen, was S. aber nicht angibt.

Caton-Thompson, G., u. E. W. Gardner: The Desert Fayum. London: The Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 1934. Textbd. (XIV, 167 S.) 4°; Tafelbd. (VII S., 107 Taf., 7 Ktn.) 4°. 30 s. Bespr. von A. Scharff, München.

Wenn die beiden Verfasserinnen sich in der Einleitung entschuldigen, daß ihre Publikation erst sieben Jahre nach der letzten darin veröffentlichten Grabung erscheint, so hat der Ref. alle Ursache, ebenfalls mit einer Entschuldigung zu beginnen, weil seine Besprechung nun nochmals drei Jahre hat auf sich warten lassen. Die geographischen, geologischen und namentlich die prähistorischen Forschungen — von diesen wird im folgenden vor allem die Rede sein — im Fajjum fanden in den Wintern 1924/5, 1925/6 und 1927/8 statt; die beiden ersten Kampagnen wurden für die von Petrie geleitete British School ausgeführt, die letzte für das Roy. Anthropol. Inst., das dann allein die Publikation herausgab. Es handelt sich somit um eine Einzelpublikation, die nicht in die Reihe der rot gebundenen Brit. School-Bände hineingehört. Man kannte ja aus mancherlei Vorberichten schon die wesentlichen Ergebnisse der Untersuchungen, aber die Gesamtpublikation rundet erst das Kulturbild, so daß wir jetzt wirklich eine aufs beste fundierte Anschauung sowohl vom geologischen Aussehen des Fajjums wie von den dort vorgefundenen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Kulturepochen gewinnen. In ihrer Gründlichkeit ist die Publikation schlechthin mustergültig; sie erhebt sich hoch über so manche textlich flüchtige Publikation des Altmeisters Petrie, bei deren Studium oft weit mehr Fragen offen bleiben, als Auskünfte gegeben werden. Der Fajjum-Publikation gegenüber, die ich schon viel benutzt habe, wüßte ich nichts mehr zu fragen, und auszusetzen hat der kritische Betrachter auch so gut wie nichts. Die Vorzüglichkeit der Publikation erscheint um so vorteilhafter, als die beiden Damen in ihren Mitteln beschränkter waren als manch andere groß aufgezogene Expedition und sie sich mit mancherlei höchst widerwärtigen Dingen[1] herumzu-

---

1) Vor allem handelt es sich um Schwierigkeiten, die die sehr verdächtigen Funde des Grafen Prorok mit sich brachten, welche während der Abwesenheit

schlagen hatten. Ihr Mut und ihre Ausdauer sind darum um so mehr anzuerkennen.

Der Inhalt der Publikation, bei der Text und Tafeln praktisch auf zwei Bände verteilt sind, ist sehr vielseitig. Die Konzession für archäologische Untersuchungen umfaßte den nördlichen Teil des Fajjums, von Kom Washim im Osten bis Dime im Westen, also im wesentlichen das Gebiet nördlich des Karunsees. Für die geologischen Untersuchungen haben die Damen aber das ganze Fajjum aufgenommen und auch die Nebentäler, z. B. das Wadi Rayan, besucht. Das hauptsächliche geologische Ergebnis zeigt die Karte auf Taf. 108: Miß Gardner hat zwei deutlich getrennte Seebecken festgestellt, einen See des Pleistozäns und einen aus unserer jetzigen Erdperiode, an dessen Ufern die Siedler des Neolithikums wohnten. Den spärlichen Überrest des zweiten Sees bildet der heute noch vorhandene Karunsee. Die archäologischen Funde reichen bis ins Neolithikum zurück; bei der Beschreibung der beiden ersten Kampagnen ist auch von paläolithischen Steingeräten die Rede, doch war die Auswertung dieser Funde noch nicht weit genug gediehen, um in der Veröffentlichung bekanntgemacht zu werden.

Für den prähistorisch interessierten Ägyptologen bilden die neolithischen Siedlungsfunde den weitaus wichtigsten Teil der Publikation, zumal sie von der bewährten Prähistorikerin Miß Caton-Thompson in schlechthin mustergültiger Weise publiziert sind. Neolithische Oberflächenfunde waren aus dem Fajjum ja schon lange bekannt[1]. Auch diese sind in der neuen Publikation vermehrt und übersichtlich dargeboten; sie gehören zum großen Teil der jüngeren neolithischen Fajjumstufe, der neolithischen B-Kultur an. Die ältere A-Kultur zeigt sich in mehreren Siedlungen; die beiden wichtigsten führen die Bezeichnungen Kom W und Kom K. Die Wandprofile von Kom W (Taf. 6) zeigen wie in Merimde-Beni Salame, der von Junker teilweise ausgegrabenen neolithischen Siedlung im Westdelta, durchschnittene Herdstellen. Ebenso erinnern an Merimde die Kornkörbe, die aber bei der Fajjumsiedlung K an einer einzigen Stelle, aber in zwei Schichten, abseits von der eigentlichen Siedlung zusammenliegen (Taf. 25/8); im ganzen wurden 156 gezählt. Ein wohl erhaltenes Körbchen (Taf. 29, 1) und zwei gerade Sichelhölzer, deren eines noch die gezähnten Sichelsteine trug, sind die wichtigsten Fundstücke aus den Kornsilos (Taf. 28 u. 30). Merkwürdig ist das Fehlen von Bestattungen; weder bei den Herdstellen wie in Merimde, noch abseits der Siedlung auf einem Friedhof zusammenliegend wie in El-Omari bei Heluan wurden Bestattungen gefunden. Die Frage nach der Bestattungsart in der neolithischen Fajjumkultur muß also offen bleiben bis auf weitere Funde. Dieser negative Befund im Fajjum ist der einzige wesentliche Unterschied zwischen der Fajjumkultur und der annähernd gleichzeitigen von Merimde-Beni Salame im westlichen Delta. Die zahlreichen Tafeln mit den Steingerät- und Knochenfunden sowie den keramischen bestätigen dies durchaus. Mag auch der Unterschied in der Quantität gelegentlich auffallen, — so ist z. B. die schwarz polierte Ware oder die Knopfverzierung häufiger in Merimde, — der Gesamteindruck der Hinterlassenschaften beider Siedlungen bleibt ein durchaus einheitlicher. Ich habe dies schon nur auf Grund der Fajjum-Vorberichte in meiner Berliner Museumspublikation ausgesprochen[1], ganz ähnlich Menghin[2], und die sorgsamen Ausführungen der Verf. bestätigen diese Auffassung durchaus (Textbd. S. 88ff.). Menghin a. a. O. und ich selbst ebenso[3] haben darum in unsern chronologischen Tabellen diese ältere Fajjumkultur mit Merimde zusammengestellt und als neolithische Kulturen Unterägyptens den oberägyptischen gegenübergestellt. Die klare Scheidung Unterägypten—Oberägypten in der Vorgeschichte ist den englischen Ausgräbern der Petrieschule, die mit den Staffeldaten groß geworden sind, noch immer nicht so recht geläufig; so blickt auch die Verf. immer nach den ihr vertrauteren Oberägyptischen Kulturen. Auch das „predynastic settlement" (Taf. 52/3) braucht nicht von Oberägypten abhängig zu sein; die Funde gehören durchaus der II. Negadekultur oder, wie die

---

der Damen auf deren Konzessionsgebiet angeblich gemacht worden waren. Zum Glück ist davon nie etwas ernsthaft veröffentlicht worden. Im Gefolge davon übernahm das Oriental Institute der Universität Chicago die die prähistorischen Fundstellen betreffende Konzession im nördlichen Fajjum. In welcher Weise die Arbeiten im Fajjum durch Chicago fortgesetzt wurden, ist bisher nicht bekannt geworden. Graf Prorok mit seinen Funden ist jedenfalls in der wohl verdienten Versenkung verschwunden. Die 1929 erschienene Fajjum-Publikation des Or. Inst. Chicago von Sandford-Arkell (s. OLZ 33, 985) beschäftigt sich nur mit Pliozän und Pleistozän sowie mit altpaläolithischen Steingerätfunden. Diese Ergebnisse sollen mit den geologischen von Miß Gardner teilweise nicht übereinstimmen. Doch steht dem Ref. hierüber kein Urteil zu.

1) Vor allem Seton-Karr in Annales du Serv. 5, 145ff.

1) Altertümer der Vor- und Frühzeit I (= Mitt. a. d. ägypt. Slg. Bd. IV) S. 13.

2) Vorbericht Merimde 1933 S. 82ff., chronologische Tabelle auf S. 85.

3) ÄZ. 71, 89.

Engländer sagen, dem Gerzean an, und dieses ist ja gerade am reinsten in Gerze und andern Orten der Fajjumgegend (Abusir el-Meleq, Harage) belegt und wird sich nach meiner Überzeugung von Unter- nach Oberägypten ausgebreitet haben[1]. Typisch Oberägyptisches ist im Fajjum nicht gefunden worden, namentlich keine schwarzrote (black-topped) und keine weißfigurige (cross-lined) Keramik; auch die etwas flachen Keulenköpfe (Taf. 30, 2, 3) haben nicht die ausgesprochene Form der oberägyptischen Tellerkeule, sondern sind als platt gedrückte Birnenkeulen zu werten. Man muß selbstredend immer auch nach Vergleichspunkten mit Oberägypten Ausschau halten, aber man darf nicht erwarten, daß sich das auf den Negadefunden aufgebaute Staffelsystem ohne weiteres auf Funde im Fajjum übertragen ließe. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch ein Bedenken hinsichtlich der Heranziehung der sog. Tasafunde anmelden. In dieser Beziehung hat vor allem der Aufsatz von Sami Gabra in Annales 30, 147, den auch die Verf. für die Tasakultur zitiert (Text S. 93 Anm. 4), so gut wie ganz auszuscheiden, denn dort sind überhaupt keine typischen Tasafunde (Tulpenbecher, große Kernbeile) abgebildet[2]. Der einzige sichere Bericht über die Tasakultur ist der von Brunton[3]; dort ist ausdrücklich festgestellt, daß die gesicherten Tasafunde vorläufig noch nicht chronologisch mit den Badari- und Negadefunden zu verbinden sind; es ist daher eine nur willkürliche Annahme, wenn man Tasa als älteste Kultur vor Badari stellt. Die eindeutigen Verbindungslinien der nur in der Tasakultur vorkommenden, sonst gänzlich unägyptischen Tulpenbecher[4] zu den ähnlichen westeuropäischen, die bei uns z. B. in der Michelsberger Kultur auftreten, stimmt bedenklich gegen die Annahme eines zu hohen Alters der Tasakultur. Jedenfalls ist die chronologische Einordnung der Tasakultur keineswegs gesichert, und man sollte sie darum auch möglichst wenig zu Vergleichen innerhalb der prähistorischen ägyptischen Kulturen heranziehen. Die zeitliche Ansetzung der älteren neolithischen Fajjumkultur ist natürlich auch äußerst problematisch. Die Verf. wird mit „vor 5000 v. Chr." (Textbd. S. 93) wohl sicher etwas zu hoch gegriffen haben. Menghin und ich selbst, wir begnügen uns mit „um 4000". Jedenfalls ist sie vor Negade II anzusetzen.

Ganz kurz sei über die Funde aus jüngeren Perioden berichtet. Es sind mehrere Siedlungen des AR festgestellt worden, deren nicht sehr üppige Funde mit solchen der frühen Pyramidenzeit in Verbindung zu setzen sind (Taf. 54/7). Ins AR gehören auch die Gipsbrüche (Taf. 58), wo neben Töpfen und Werkzeugen auch unfertige Steingefäße typischer AR-Form gefunden wurden (Taf. 72, 5—7). Der inschriftlose Tempel Qasr-es-Saġa, der inzwischen auch von Menghin und Bittel neu untersucht wurde[1], wird den AR-Funden angeschlossen; die Verf. läßt die Frage der Datierung — ob AR oder MR, jedenfalls nicht später — offen (Taf. 74/5). Das einzige, nicht im Tempel selbst gefundene Inschriftbruchstück (Textbd. S. 132) kann m. E. die Frage auch nicht entscheiden. Von hier erfolgt ein zeitlich großer Sprung hinüber zur Ptolemäerzeit, aus der eine Bewässerungsanlage aus der Zeit Ptolemäus' II. unmittelbar nördlich von Kom Washim hervorzuheben ist (Taf. 87—92); sie ist von Miß Gardner im Textbd. S. 140ff. eingehend behandelt. Dazu kommen schließlich einige Hausruinen ptolemäischer Zeit (Taf. 93/4) und Proben der üblichen späten Tonware.

Eine große, umfassende Leistung, wenn wir das Ganze rückschauend überblicken, und zwar der Ägyptologie dargebracht von der Geologie und Prähistorie in schöner Gemeinschaftsarbeit! Vielleicht wäre bei Heranziehung der Fachägyptologie zur direkten Mitarbeit namentlich für die historische Zeit noch mehr herausgekommen. So aber wie diese mustergültige Publikation nun einmal vorliegt, können wir Ägyptologen nicht dankbar genug sein, daß zwei vorzügliche Vertreterinnen der genannten Nachbarwissenschaften uns einen für die Kulturgeschichte des alten Ägyptens so außerordentlich wertvollen Beitrag geschenkt haben.

1) Sehr wichtig sind in diesem Zusammenhang die Funde von Maadi bei Kairo, die deutliche Elemente der II. Negadekultur enthalten. Menghin spricht sich in Mitt. Inst. Kairo 5, 118 dahin aus, daß „Maadi ungefähr gleichzeitig mit dem Gerzean ist".

2) Gabra hat bei Dêr Tasa Badari- und Negadefunde gemacht, was gar nicht verwunderlich ist, da Tasa ja inmitten der Badarifundstellen liegt. In den Tafelunterschriften sind die Funde auch ganz richtig als „badariennes et prédynastiques" bezeichnet. Ein sicheres Tasastück vermag ich auf den Tafeln nicht zu entdecken.

3) Antiquity 1929 S. 456/7; dazu Brunton in Annales du Serv. 34, 94.

4) Scharff, Altertümer der Vor- und Frühzeit I, 15.

1) Mitt. Inst. Kairo 5, 1ff. Hinsichtlich der Datierung sprechen sich die Verf. für das AR aus.

Keilschriftforschung.

Waterman, Leroy: **Royal Correspondence of the Assyrian Empire.** Translated into English, with a Transliteration of the Text and a Commentary. Part I: Translation and Transliteration. (X, 492 S.) 4°. $ 4.50. Part II: Translation and Transliteration. (V, 524 S.) 4°. $ 4.50. Part III: Commentary. (X, 376 S.) 4°. $ 4.—. Part IV: Supplement and Indexes. With an Interpretation of the Asshur Ostracon by R. A. Bowman. (XIII, 282 S., 14 Taf.) 4°. $ 4.—. Ann Arbor: University of Michigan Press 1931/36 = University of Michigan Studies, Humanistic Series, Vol. XVII, XVIII, XIX, XX. Bespr. von Albert Schott, Bonn.

Vorbemerkung. Diese Besprechung hatte ich schon im Sommer 1932 niedergeschrieben, mochte sie aber nicht sogleich in Druck geben. Denn ich hoffte, der damals noch ausstehende 4. Band werde durch verschiedene Vorzüge die argen Mängel aufwiegen, die ich am 1. und 2. Band feststellen mußte. Diese Hoffnung hat sich in der Tat erfüllt — freilich sehr viel später als ich dachte. — Meine durch den 4. Band bedingten Zusätze zum ursprünglichen Besprechungstext stehen in [ ].

In Umschrift[1], Übersetzung und Kommentar (dieser im 3. Bd.) spiegelt das Werk alle 1471 „Assyrian and Babylonian Letters" von Harper wider; was bei Harper fehlt, z. B. K 2641 (George Smith, Asurb. 12/13, dazu Winckler, Altorient. Forsch. **3**, 341) oder K 212 + 4448 (IV R 34 Nr. 2 + JRAS 1904, 407, dazu Winckler a. a. O. **1**, 389; **3**, 339; Schnabel MVAG **13**, 43; zuletzt Weidner AfO **10**, 2—9 und Landsberger ebda. 140—144) ist auch von Waterman nicht aufgenommen worden. Andererseits sind manche Schriftstücke, die Harper bietet, mitbearbeitet, obgleich sie keine Briefe sind (s. LSS **2 I** 1[1] [und Watermans Roy. Corr. **4**, 9, wo übrigens *461* statt *401* zu lesen ist; vgl. auch ebda. S. 11 betr. die Orakelanfrage Nr. *1368*]). Praktischerweise hat W. Harpers Numerierung ohne jede Änderung übernommen. — Bekanntlich stammt das von Harper Veröffentlichte fast ausschließlich aus der Sargonidenzeit. Das Entsprechende gilt also von Watermans Werk. Wie W. selbst hervorhebt, ist Nr. *924* die einzige Urkunde, die einer anderen Zeit, nämlich der um 1200, angehört[2]. Ich komme auf diesen Text zurück.

Im allgemeinen wird man ein Buch, das man besprechen soll, von Anfang bis zu Ende durchzulesen haben. Ich denke aber, wo es sich um mehr als tausend Einzelbearbeitungen von wesentlich gleichartigen Urkunden handelt, wird ein Abweichen von diesem Grundsatz nicht unbillig sein; reichliche Stichproben werden, wenn sie ein einheitliches Bild ergeben, dem Urteil genügende Grundlage bieten. So habe ich aus einem beliebig herausgegriffenen Harper-Band die ersten 50 Briefe (nämlich Nr. *224—275*), aus den übrigen Harper-Bänden jeweils den 25. und den 75. Brief durchgearbeitet und Umschrift, Übersetzung und Kommentar der betr. Nummern bei Waterman überprüft. Das Ergebnis war in der Hauptsache durchweg gleichförmig.

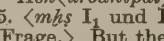
Der eigentliche Wert des Werkes ruht im dritten Band. Ja, man kann sagen, daß dieser für jeden, der sich mit den Harperschen Briefen befassen will, unentbehrlich sein wird. [Diese beiden Sätze sind füglich auch auf den 4. Band auszudehnen.] Denn einmal ist hier mit großer Sorgfalt bei jeder Urkunde der Hinweis auf alle früheren Bearbeitungen gegeben; zum Zustandekommen dieses so nützlichen Hilfsmittels hat, laut der Vorrede, die Gattin des Verfassers sehr viel beigetragen. Sodann hat sich aber W. der mühevollen Aufgabe unterzogen, alle Vorschläge, die man jemals zur Berichtigung der Harperschen Ausgabe gemacht hat, an den Tontafeln selbst auf ihre Haltbarkeit zu prüfen (vgl. auch schon Yvlisaker LSS **5 VI** 75ff.), überhaupt alle dunklen und zweifelhaften Stellen nach Möglichkeit von dort aus zu beleuchten. Das kommt im Kommentar fast auf jeder Seite zur Geltung und zeugt von der liebevollen und eingehenden Beschäftigung des Verfassers mit seinem Gegenstand. Sie ist auch in seinen Bemerkungen zur Zeitgeschichte und Landeskunde fühlbar.

Um so aufrichtiger bedaure ich, seine grammatischen und lexikalischen Ausführungen in zahllosen Fällen für mehr oder weniger wertlos befinden zu müssen, und das gilt leider noch viel mehr von der Behandlung, die Grammatik und Lexikon in der Umschrift und in der Übersetzung erfahren. So muß gesagt werden, daß es dem Assyriologen wenig nützen und dem Nichtassyriologen viel schaden wird, wenn er die beiden ersten Bände zu Rate zieht, und daß eine zuverlässige Gesamtbearbeitung des ebenso wichtigen wie schwierigen Gebiets nach wie vor aussteht. Daß ich hiermit kein Splitterrichten übe, mögen die folgenden Beispiele nachweisen; ich bemerke, daß ich dabei alles übergangen habe, was sich nicht in Kürze darlegen läßt, so allerlei sinnentstellende Verstöße gegen die Syntax. Jeder Assyriologe könnte die folgende Zusammenstellung in nahezu beliebiger Ausdehnung vergrößern. Nun

1) [Im 4. Band ist z. T. (so S. 218ff.) die Umschrift von Thureau-Dangins Syllabaire Accadien (1926) angewandt,] in den ersten drei Bänden die vor dem Erscheinen des Syllabaire meistens übliche von Delitzsch.

2) Pfeiffer, State Letters of Assyria S. XI, hält außerdem für vorsargonidisch ABL *872* (gegen Behrens LSS **2 I** 59) und (wohl mit Recht) ABL *1406*.

würde Verf. in sehr vielen Fällen fragen: „Haben Sie denn Besseres?" Darauf wäre zu antworten: nein, es sei denn — einen Hagel von Fragezeichen. Oder oft eben lieber nichts. Wenn man nicht etwa ausdrücklich angibt, für Leser, die vor allem den ästhetischen Genuß suchen, abrunden zu wollen, so ist es leider nicht selten das Beste, auf eine Übersetzung zu verzichten, statt sich aufs Rätselraten zu legen.

Hier einige Steine des Anstoßes: Nr. *46* Rs. 19f. *a-ta-a la ta-am-li-kan-ni* „warum hast du mich nicht beraten?" [so auch W. Riedel, Stockholm, bei W., Bd. 4, S. 174] — dies selbstverständlich die einzig mögliche Lesung[1]; W.s ... *ta-am-li kan-ni* „why have you not filled the wash basin (?)" ist sicher verkehrt, [trotz des Versuchs von W. (Bd. 4, S. 174), das angeblich erwähnte Gefäß mit Sühnriten in Verbindung zu bringen]. — Nr. *238* Rs. 16: *kāt-zu* Nom. Sg. — in Komm. in „kâti-šu" verschlimmbessert. — Rs. 17 *kakkad-ka a-bat-tak*[2]*-ma ina ti-ik-ki* „deinen Kopf werde ich abschlagen und am Halse..." (droht ein Aufsässiger) — W.: *kakkadi-ka a-ziz šum-ma ina ti-ik-ki* ... „I guard (Komm.: „lit. ‚stand at'") your head. If upon your neck ..."[3]. — Nr. *241* Rs. 14: *immērē*meš *mah-ḫu-šu* „die Schafe sind geschlachtet" — W.: „... the lambs. They are rounding them up." Komm.: „A second root, maḫašu, ‚to pour out', ‚mingle', is required here: cf. Str⟨eck⟩. *Ash⟨urbanipal⟩*., 511 and *M⟨uss⟩*. *A⟨rnolt⟩*., 525. ⟨*mḫṣ* I_1 und II_1 „schlagen" komme hier nicht in Frage.⟩ But the process of separating the lambs and driving them to a common assembling place, summed up in the word ‚round up', admirably suits the context." — Nr. *242* Rs. 9: (*ina bît ka-ri*) *a-šap-* (W. *sap-*)*pa-ra* „daß ich (sie) schicke" — W.: „I sent". — Rs. 21ff.: *li-li-ku-ni-e is-si-ia šarru liš-pur-ra* „Der König möge schreiben, ob sie mit mir gehen sollen" (Frageform!) — W.: „let them come with me. Let the king send." — Nr. *251* Vs. 10 u. ö.:  erscheint in der Umschrift als $^{m\,il}$Da-la-a, in der Übersetzung als Iludala. Solche Fälle sind nicht ganz selten, aber laut dem Vorwort zu Bd. 3 mit besonderen Umständen der Drucklegung zu entschuldigen. Genügt es indessen, wenn der Komm. bemerkt: „**Iludala**: so read rather than ^{il}Dala", ohne Begründung. Mit mindestens dem gleichen Recht könnte man ^{m}*an-da-la-a* lesen. — Vs. 16: *šadû*[4] (Vf.: *mat-ú*) *ù ni-rab-a-ni gab-bu* „alle Berge (d. h. Höhen) und Pässe" — W.: „the land and any of us who enter against him". — Vs. 18: *at-ta ri-di pi-rik-tú-šu a-lik* „Du marschiere, ihn zu hindern (wörtl.: „geh zu seiner Hinderung", eig. „Abriegelung") — W.: „Do you overcome his violence, go". — Nr. *252* Vs. 18: *ṣâb*meš-*šarru-te* (Abstr. zu *ṣâb-šarri*) „Militärdienst" (|| *ilku*)[1] — W.: „the men of the government". — Inhalt des Briefes: die und die Leute entziehen sich der Arbeits- und Militärpflicht durch Flucht unter die Šupriäer. Letztere werden zur Auslieferung der Flüchtlinge veranlaßt (*naṣūni* „sie haben (sie) gebracht", nicht „they would come") und bringen sie so wieder zum Gehorsam gegenüber dem König (*ana šarri bêliia ušašmūni*, nicht „... to the king my lord that they might report"); auch schon früher Entflohene werden mit ihnen kommen (mit den Šupriäern, *ina libbi ilakūni*, nicht „(they) are escaping thither"). Man wird sie ansiedeln. — Nr. *257* Rs. 8: *maṣṣartu ša sīn ulūlu ur-ki-i ušêtak ina tašrîti parṣē šakāni šakin* „Die Beobachtung (?) des Mondes wird über den Schalt-Ulūlu hinausgehn (d. h. dauern), es ist (fest)gesetzt, daß der *parṣu* im Tašrîtu abgehalten wird" — W.: „'The second watch of Sin of the month of Elul he should cause to advance into the month Tishri.' For establishing commands (— hier folgt das Datum, 3. Ulūlu, nicht:) the third day of the month Elul is determined." — Nr. *259* Vs. 11: *ina šîmti ša šarri bêliia* „im (Einklang mit dem) Schicksal des K. m. H.", nicht „against the determination of the king my lord". Die Redensart gehört zum Folgenden. — Vs. 13 Anfang: *4 ṣābē*meš (nicht *šá ṣ.*: *šá* = , nicht , wie der Text hat) „4 Krieger" (von den Kriegern des Königs von Babel)[2]. — Nr. *261* Vs. 11: *pa-an nisanni idaggal* „er wartet den Nisannu ab" — W.: „he observes the month Nisan". — 12ff.: *áš-šá-a* ^{itu}*nisannu ul-te-ti-ku te-en-šu ni-ši-im-me-e-ma a-na šarri be-li-i-ni ni-šap-pa-ra* „Wenn (*-ma*!) wir im Verlauf des Nisannu (wörtl. gemäß dem — *aššа* = *ana ša* —, daß der Nisannu verläuft) von seinen Absichten hören, werden wir den König unseren Herrn benachrichtigen" — W.: „Because the month Nisan brought him forth, we heard the report of him and we have forwarded it to the king our lord." *nišimme* und *nišappara* erklärt der Komm. für Präs. hist. — Nr. *264* Rs. 6—8: *ḫanṭiš* — *ḫanṭiš* „sowie nur — so alsbald". Zu den Verben in Rs. 7—11 ist zu bemerken: Der „Prekativ" entnimmt bekanntlich seine 1. Pers.Pl. unverändert dem „Präteritum". Hier sind zweifellos nicht nur *lillikamma* (7) und *lidelil* (11), sondern auch (8—10) *nillikamma, nîmur* und *ni-ir-ḫu-*[*uṣ*][3] „Prekative" mit Potentialisbedeutung. Komm.: „Rev. 8—9. The perfects here are perfects of certainty." Was heißt das?[4] — Nr. *274* Rs. 4: *nḫṣ* „zurückgehn", nicht „to go". — Nr. *275* Vs. 18: Erster Satz (6—7): Subj. ^{lú}*pu-ku-du*; Praed. *uk-te-et-tu-ú*; Akk.-Obj.: *Bît-Amukkāni*. Zweiter Satz (8. 9. 16): Subj.: *dlāni*meš ... *ša ú-šá-aṣ-bi-tu*; Praed.: *ik-ta-bu-nu*. Eine direkte Rede ist dem 2. Satz eingeschaltet (9b—14), abhängig vom Nebensatz *ša ana maṣṣarti* ... *ušaṣbitu* (so auch W.), eine andere (17. 18, das Gegenstück zu jener) schließt

1) Vgl. das unmittelbar folgende *la tu-šaḫ-kim-a-ni* „(warum) hast du mich nicht belehrt?". Vgl. auch ABL *50* Rs. 12 *a-ta-a la tu-šaḫ-si-sa-a-ni*.

2) Vgl. Delitzsch HW 191b, *btk* II_1 Bed. c.

3) [Pfeiffer, State Letters of Assyria Nr. *69* liest ebenso wie Waterman, übersetzt jedoch: „Your head is strong, if on the neck ...", nimmt also (ähnl. wie Muss-Arnolt, HW 26a) an, daß dem hebr.-arab. *'zz* „mächtig sein" im Akkad. eine Wurzel von gleicher Lautung und Bedeutung entspricht. Dem hält Waterman mit Recht entgegen (Bd. 4, 242), daß akd. *ezēzu* nur „zürnen, grollen" bedeuten kann; doch irrt er, wenn er an der fraglichen Stelle nach wie vor *a-ziz* liest und es von *nzz* ableitet.]

1) Martin hat gezeigt (RT 25, 226), daß *parṣi* (nicht *pa-an*) *il-ki* zu lesen ist, im Unterschied vom nachfolgenden *ultu pân* (IGI) ...

2) [Nr. *259* = K 509 schon von Delitzsch BA 1, 239f. richtig gefaßt; ebenso Pfeiffer, State Letters of Assyria Nr. *22*; vgl. die Berichtigung bei Waterman Bd. 4, S. 178.]

3) „wir würden Vertrauen fassen"; *ni-ir-r*[*i-ba*] von *erēbu* „eintreten" epigraphisch und grammatisch unmöglich.

4) [Roy. Corr. 4, 177 unten ist gleichfalls von einem „perfect of certainty" die Rede, welches Waterman auch hier futurisch übersetzt!]

ihn, abhängig von *iḳtabūnu*, ab. Zu *iḳtabūnu* gehört die Zeitbestimmung *ûmu ša ana Bît-Amukāni êrubu* (l. sg. subjunct.), wie andererseits *ultu ina māt nākiru anāku*. — Dagegen W.: Erster Satz: Subj. und Praed. wie oben, Akk.-Obj. *ālāni*meš (8); *Bît-Amukāni* (6) ist als Gen.-Obj. zu *ina ti-bi* gefaßt. Die erste direkte Rede soll nur bis 10 einschließlich reichen (was mit Rücksicht auf die gelängten Endungen — Fragen! — für falsch zu erklären ist). *e-ru-bu* (16) ist als 3. pl. aufgefaßt, *iḳ-ta-bu-nu* erhält als Subj. „(some)". 12—14 schildern anscheinend die ungünstige taktische Lage (*ḫi-ṭu ša ḳaḳ-ka-ru*); schwerlich „violation of territory". — Nr. *724*: Auf die Meldung, der Aššurpriester verbrauche auffallend viele Opferrinder, hat der König dem Briefschreiber geschrieben (Rs. 8): *ina bît šêrē*meš . Vf.: „In the temple meat is a snare"[1]. In Wirklichkeit kann *di-li* dem Zusammenhang nach kaum etwas anderes sein als der Imperativ eines Verbs, dessen Ausführung in Rs. 9 der Briefschreiber (nicht aber, wie W. will, der König — die Situation schließt das doch wohl aus) ausspricht: *pi-kid-di ap-ti-ḳi-di* „(m)eine Nachprüfung habe ich vorgenommen". Der König wünscht anscheinend die Aufdeckung dunkler Tempelgeschäfte. Ich möchte fragen, ob *dîli* Imperativ I_1 von *dalû* ist (formal anscheinend die einzig mögliche Annahme), und man übersetzen müßte: „Im Fleischhaus (selbstverständlich nicht wie oben) forsche nach" (eig.: „schöpfe"). Vgl. hebr. דלה im Sinne von „erforschen" Spr. 20, 5. — Nr. *926* Vs. 12 *bi-la-tuš* „seine (oder vielleicht besser „ihre") Abgaben", nicht „his lady". — Vs. 17 lies *ki-ma ú-lu šam-ni* „wie feinstes Öl", nicht *ki-ma ú-lu-ú-ni* „when they raised up". — Nr. *1197* Vs. 6: *i-te-bi* „wird sich aufmachen", nicht „drew near"; Vs. 8: *ú-ša-ab* „wird wohnen", nicht „dwelt". — Nr. *1347* Vs. 15: [. . . . .]-*te ša* ^{d}*bêlat* (GAŠAN) *par-ṣi*; W.: . . . . . *te šá* ^{il}*Šarrat tú-ṣi* „The oracle(?) of the Divine Queen has gone forth". — Rs. 1: *di-iḳ-te* wohl aus *dawiḳte* aus *damiḳte* (s. LSS **5 VI** 32) und nicht *dîktu* „Tötung". Davor *šu* (!)-*tu-šu* „sein Traum" (|| *e-gi-ra-šú*). — Nr. *1391*, 18 natürlich *māt* su-bir$_4^{ki}$ und nicht *mât-su ṣiri ašri* „(the region of) his land is a desert"; Zl. 19: *manzāz*(ki-gub)-*su* „seinen Standort" (oder viell. „Standzeit"), nicht *ašru manzalt*(?)-*su* „the place of its station". — Nr. *1394* Vs. 3ff.: *a-na* ^{d}[*nergal*] *u* ^{d}*la-az* [x x] *a-na šá-ra-ki* x [x] *lu ú-ṣa-ba/ṭ a-bu-tú* „Bei [Nergal] und Laz lege ich Fürbitte ein, daß sie [. . . . .] schenken"; W.: . . . „do I pray unto *Nergal* and Laz. For the bestowal of . . . . . May I attain to the matter." — Vs. 10: *ḳi-ma ṣênēbia šá la* ^{lú}*rē'î* „wie Schafe ohne Hirten" — W.: „*itti*(?) *ba*(?)-*lu*^{sun} *ša lá* ^{amêl}*rê'û*" „with(?) the increase which belongs to the shepherd".

Als Herzstärkung sei zum Schluß Nr. *924* übersetzt. Dieser Brief ist der weitaus älteste (um 1200) und — gröbste der Harperschen Sammlung. Waterman hat ihn im Anschluß an Olmstead (History of Assyria [1923] 56) mißverstanden: beide sehen darin die nachdrückliche, aber keineswegs unparlamentarische Wiederholung einer Einkaufsorder (Korn, Fleisch, Fisch) des babylonischen Monarchen an die assyrischen Könige. In Wirklichkeit „kanzelt" er sie so „ab"[1]: „Zu Aššur-narāra und Nabûdan, den Königen des Landes Assyrien, sprich: Adadšûmīnaṣir[2], der große König, der starke König, [der König] des Landes Karduniaš. [Ašš]ur hat Euch, Aššurnarāra und Nabûdan, durch Sichvergessen[3], Trunkenheit[4] und Unsinnigkeit[5] Euren Sinn verrückt; [jet]zt[6] ist in Eurem Herzen nichts von Sinn und Bedacht! Da die großen Götter Euren Sinn verrückt haben, sprecht Ihr [Frechheiten], Euer Antlitz [ist] vers[tört](?)[7], in einem Ratschluß ([*ina m*]*i-lik*) von Sünde und Missetat *Dreistigkeiten*[8] [spracht Ihr](?). . . . . ohne Gott die Maße. . . . Ihr sprecht also: „60(?) Pferde . . . . ⟨2 Zeilen verstümmelt⟩ . . . . weshalb . . . . Wir wollen erschlagen . . . . . ⟨1 Zeile verloren⟩ . . . . im Sinne der Gottheit . . ."

[Vom 4. Band kann man ohne Übertreibung sagen, daß es erst mit seinem Erscheinen möglich geworden ist, Harpers Assyrisch-babylonische Briefe, diese einzigartige Quelle zur Geschichte der Sargonidenzeit, systematisch auszuschöpfen und das Material in seiner ganzen Breite und Tiefe für die Forschung nutzbar zu machen, ohne unverhältnismäßig viel Kraft und Zeit zu vergeuden. Abgesehen von einem Glossar (in Auswahl) füllt er 25 Seiten mit Personennamen; dazu kommen umfängliche Listen von Titeln, Berufsbezeichnungen, Götter-, Stern- und Tempelnamen. Durch ein Verzeichnis von Berichtigungen werden die Listen von Verbesserungen in Bd. 1, 489ff.; 2, 523f.; 3, 373ff. fortgesetzt. Außerdem werden auf den Seiten 173—208 noch viele Einzelfragen unter neuen Gesichtspunkten kommentiert.

1) „snare" unter Hinweis des Komm. auf פיח Del.HW 215a.

1) Schnabel MVAG **13**, 43. Weitere Lit. bei Weidner MVAG **20 IV** 76[1].

2) Ich möchte vermuten, daß Adad in diesem Namen Vokativ ist. Der dritte Bestandteil des Namens ist hier geschrieben. Thureau-Dangin hat es mit Recht für widersinnig erklärt (RA **24**, 198[5]), diese Gruppe *nāṣir* (Part.) zu lesen, und vorläufig die Lesung *uṣur* vorgezogen, die zwar nicht mit unserer Stelle, aber doch wenigstens mit der Grammatik im Einklang steht. Eine Lesung *naṣir* (Perm.) wird offenbar sowohl der vorliegenden Schreibung als auch der Grammatik gerecht.

3) Wörtl. „Vergessen des Fleisches". Vgl. Maklû III III 33f.: *ú-šá-an-na ṭè-en-ki a-dal-laḫ libba*^{ba}*-ki ta-maš-ši-i šêrē*meš.

4) *ši-tak-ku-ri*. Vgl. KAR 128 Rs. 10: *a-na dannu*^{nu}*-ti-ši-na libba*^{ba} *šu-uš-ku-ru* (sum.: šà UŠ (d. h. kaš*? geštin*?)-nag in-gab-AG-AG-eš) „sie berauschen sich an ihrer Kraft".

5) Wörtl. „Haltlosigkeit des Sinnes": *la ṣibit ṭè-e-*[*mi*]. Für *ṣbt* + *ṭêmu* s. Gilg. Ep. IX II 12 und HW 297a, *ṭêmu*, zweites Beispiel.

6) Erg. wohl [*a*(*n*)*-na-nu*]*-um-ma*.

7) Erg. *dul*[*luḫû*]?

8) *-re-tu*; vgl. AKA 18, 4 *karrad* *-ri u*[. . . .]? und LSS **2 I** 10[1]?

Auch die Nachträge zum Abkürzungsverzeichnis lehren, daß W. nach wie vor keine Mühe gescheut hat, wenn es galt, neue Wege zum Verständnis der Briefe der Sargonidenzeit zu finden.

An die Spitze des 4. Bandes stellt er allgemeine Betrachtungen über die Entstehung und Entwicklung des Briefschreibens[1]; diese Entwicklung erläutert er durch Proben aus der Zeit um 2700[2] und aus dem 27., 24. (?), 21., 20., 14., 6. Jh. (Umschrift und Übersetzung dieser — fast durchweg nichtassyrischen — Keilschriftbriefe S. 218—225, Photographien auf Taf. I—V, Erörterungen dazu S. 4—6).

Fünf schon von Ebeling bearbeitete Briefe der Sargonidenzeit und ein bereits von Thompson behandelter sind S. 210—215 in Umschrift und Übersetzung wiederholt.

Angenehm sind uns die 98 Lichtbilder der Tontafeln mit Briefen der Harperschen Sammlung (Taf. VI—XIV). Davon sind die ersten 84 in Watermans Bd. 1 veröffentlicht, die übrigen im 2. Bd.

Die Seiten 9ff. sind der Frage nach dem Ursprungsort der Harperschen Briefe gewidmet: es erweist sich, daß sie so gut wie alle aus Kujundschik stammen. Es handelt sich fast ausschließlich um amtliche Schreiben der Sargonidenkönige oder ihrer Beamten. Dabei sind Sargon, Asarhaddon und Aššurbānapli mit je 150—200 solcher Königsbriefe vertreten, während von Sanherib zwar einige wenige Schreiben aus seiner Kronprinzenzeit, dagegen keine von ihm oder an ihn geschriebene Briefe aus der Zeit seines Königtums nachweisbar sind[3]. Von wichtigeren Briefen hat man Abschriften fürs Archiv angefertigt; die meisten dieser „Durchschläge" entstammen der Zeit Aššurbānaplis.

Die Seiten 13ff. enthalten dialekt- und sprachgeschichtliche Darlegungen, besonders im Hinblick auf die Zischlaute, deren Übergang vor Zahnlauten in *l* ohne irgendeinen einleuchtenden Grund auf kassitische Einflüsse zurückgeführt wird. Die Versuche, mit Hilfe verschiedener Schreibungen des Namens Aššur eine jüngere Aussprache „*s* mit *u*-Färbung" von einer älteren „*š* mit *i*-Färbung" im Assyrischen zu unterscheiden, müssen bei Würdigung von Meißners Anm. 9 in den Inschr. altass. Könige, S. 3, als gegenstandslos bezeichnet werden[1]. Die beträchtlichen Abweichungen des Assyrischen vom Babylonischen führt W. auf „the incorporation of a strong foreign racial strain" zurück.

Die Seiten 22ff. bieten einen Überblick über die Verwaltung[2], das Heer, das Steuerwesen, das Priestertum, die Sternkunde und die Heilkunde der Sargonidenzeit.

---

1) Auf S. 4 lies *383* statt *382a*.

2) Enetarzi von Lagaš und damit auch Luenna von Ninmar ins 29. Jh. hinaufzurücken (so W.), ist m. E. ganz unmöglich. Die Regierungen von Enetarzi, Lugalanda und Urukagina haben zusammengenommen kaum länger als 20 Jahre gedauert (vgl. Thureau-Dangin, SAKI 224 Anm. 1). Die Regierungen Urukaginas und Sargons überschneiden sich gewiß z. T. mit der Lugalzaggisis; von dessen Sieg über jenen bis zu seiner Besiegung durch Sargon (um 2660) wird man also auch nur etwa 20 Jahre rechnen dürfen.

3) Vgl. auch die Zusammenstellung bei Pfeiffer, State Letters of Assyria, S. 265, die sich freilich auf die in diesem Buch getroffene Auswahl beschränkt.

---

1) Nach Waterman soll im übrigen *issuḫur* aus „*ištaḫar*" entstanden sein — aber wann wäre solch ein Unwort dem ἔρκος ὀδόντων eines Assyrers oder Babyloniers entflohen? In Wahrheit ist *issuḫur*: *isḫur* = *ituḫut*: *inḫut* (v. *mḫt*). Das *u* der Endsilbe im Praet. I_2 stammt durch Analogie aus dem Praet. I_1; dann hat es seinerseits durch Vokalharmonie die *u*-Färbung der Paenultima verursacht. Daß diese Färbung durch das *s* der Wurzel *sḫr* bedingt wäre, ist also keineswegs anzunehmen. — S. 32 unten schreibt W.: „Since we know that at this period išakan was pronounced isakan, which can also be rendered as a preterite ..." Eine solche Schlußweise ist natürlich unzulässig. Der Assyrer verwechselt (oder) nie mit , und *i*- ( )*kan* nie mit *i*- *kan*. (Das Gleiche gilt von ( ) gegen , und von gegen .) Führen also unsere Spekulationen zum Ergebnis, daß im Assyrischen ( ), ( ) und als *sa*, *su* und *si* zu verstehen sind, so folgt daraus, daß , , im Assyrischen nicht *sa*, *su* und *si* bedeuten. Wirft man, wie W. das im obigen Satz tut, die konventionelle (gewissermaßen etymologische) Umschrift mit der ihr entgegen erschlossenen hypothetischen (gewissermaßen rein phonetischen) Aussprache durcheinander, so entsteht durch fortgesetzte Selbstaufhebung ein Nirvāna des Tatsächlichen, aus dem kein Syllogismus mehr ins Reich des Wirklichen zurückführt.

2) Auf S. 22 liest W. mutir pûti und versucht S. 192f. die von Bezold und Landsberger vorgebrachte Lesung *qur(ru)bûti* als irrig zu erweisen. Von seinen Einwänden ist jedenfalls einer unhaltbar: *qurrubu* könne nur „to bring near", nicht, wie eigentlich zu fordern, „to be near" bedeuten. Das wäre schon recht, wenn *qurrubu* in der Bezold-Landsbergerschen Berufsnamensform Infinitiv wäre! In Wahrheit ist es hier aber „Permansiv-Adjektiv", bedeutet also eig. (passivisch) „nahe gebracht", d. h. einfach „nahe befindlich" — eine treffende Bezeichnung für Leibwachen. — Gut daselbst (S. 22) der Hinweis darauf, daß nach dem Zeugnis der Briefe der Assyrerkönig in seinem Beamtentum über ein äußerst vielseitiges und geschmeidiges Werkzeug verfügte. „Any administrative officer might be called upon to organize and lead troops, to defend his district or conduct punitive expeditions, to collect taxes and tribute, to repair temples, canals, and bridges, and at any time might be expected to carry out a special behest of the king."

Die Seiten 231—271 gelten der Auseinandersetzung Watermans mit dem in der Juni-Nr. zu besprechenden Buche „Pfeiffer, Robert, H., State Letters of Assyria".]

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Lassus, Jean: Inventaire archéologique de la région au Nord-Est de Hama. Tome I: Texte. Damas: L'Institut Français. Paris: E. Leroux o. J. (XVII, 249 S., 1 Kte, 216 Abb.) 4° = Documents d'Etudes Orientales de l'Institut Français de Damas, IV. Bespr. v. R. Hartmann, Berlin.

So groß auch die laufenden Fortschritte der archäologischen Erforschung Syriens in neuer Zeit sind, eine systematische Inventarisierung der Altertümer war bisher nicht in Angriff genommen. J. Lassus hat hier zum ersten Mal für einen bestimmten — und zwar verhältnismäßig abseits, zwischen den großen Straßen gelegenen — Ausschnitt eine vollständige Aufzeichnung vorgenommen, von der der Textband vorliegt, während der zugehörige Tafelband erst noch erscheinen soll. Der Plan hat sich durchaus bewährt. Gewiß ist die große Masse des verzeichneten Stoffes nicht von überwältigender Bedeutung, ja teilweise liegt sein Wert vorwiegend darin, daß er in dieser Häufung gerade den Durchschnitt der relativen Blüte des Landes im 5. und 6. nachchristlichen Jahrhundert erweist. Im Einzelnen ergibt sich dabei dann doch manches recht Interessante: Beiträge zur syrischen Ikonographie (Marienbilder S. 99 und 121f.; Bilder von Einsiedlern S. 99 und 153, Engel S. 173), beachtenswerte Kirchengrundrisse (z. B. S. 154), merkwürdige Kapitelformen; es wäre kulturgeschichtlich von Interesse, wenn sich bestätigen würde, daß der als Stifter von Bauten mehrfach (S. 30, 121, 123, 177) genannte Thomas immer dieselbe Person und zugleich identisch wäre mit dem in den Inschriften von Anderīn erscheinenden Mann desselben Namens.

Aus der Fülle der Denkmäler der christlichen Periode heben sich als seltener und um so beachtenswerter die anderer Herkunft heraus. Da sind vor allem zwei Reliefs sog. „hetitisch-syrischen" Ursprungs zu nennen (S. 16 und 54), von denen man freilich erst nach Vorliegen der Tafeln näheren Eindruck wird gewinnen können. Vielleicht noch merkwürdiger („la plus grande surprise que nous ayions rencontrée . .") ist eine ganze Ortslage el-Qal'ät, die derselben Zeit anzugehören scheint (S. 79ff.).

Das klassische Altertum ist spärlich vertreten. Immerhin sind 2 Tempel römischer Zeit zu erwähnen, von denen der eine wenigstens bisher nicht bekannt war (S. 1 u. S. 165ff). Neben mehreren aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert datierten Grabinschriften verdient vor allem eine Gruppe von zusammengehörigen Texten aus dem Jahre 252/3 Beachtung, die auf irgend welche militärischen Ereignisse anspielen und auch religionsgeschichtlich bemerkenswert sind (S. 132ff.).

Wie einerseits die vorchristlichen Dokumente besonderes Interesse verdienen, so hat sich andererseits ergeben, daß die Landschaft auch in islamischer Zeit noch eine gewisse Blüte genossen haben muß. Eine Reihe von heute verfallenen kleinen Moscheen, die Lassus ebenfalls aufnahm, ist dessen Zeuge. Höchst überraschend ist aber die einzige arabische Inschrift, die der Band bringt. In der wohl größten Ruinenstätte des ganzen beschriebenen Gebietes Umm el-Ḥalaḥīl findet sich noch eine Moscheebau-Inschrift von 886=1481. Und diese vereinzelte Inschrift aus dem weltentlegenen Winkel nimmt unmittelbar Bezug auf die großen politischen Ereignisse der Zeit und beleuchtet eine Episode aus den Auseinandersetzungen des Mamlukenreiches mit den Ak-Kojunlu, die aus den Chroniken bisher nicht festgestellt war (Einfall der Turkmenen in Syrien).

Die Beispiele mögen genügen, um die Vielseitigkeit des Inhalts des Bandes anzudeuten. Ganz überwiegend ist das Buch — um das nochmals zu betonen — ein Beitrag zur christlichen Kunstgeschichte Syriens. Und wenn es hierfür vielleicht weniger Glanzproben bietet als Durchschnittsstoff, so ist auch das etwas wert: stellt er doch den breiten Boden dar, auf dem sich die christliche Kunstgeschichte des Landes aufbauen muß.

Die Bearbeitung des Stoffes durch Lassus macht einen sehr guten Eindruck. Eine Menge Zeichnungen und Skizzen veranschaulicht die Darstellung. Über manches wird sich freilich erst urteilen lassen, wenn auch der Tafelband erschienen ist. Eine Karte und siebenfache Indices erleichtern die Benutzung. Die Ausstattung ist trefflich, wie man sie bei den Veröffentlichungen des französischen Instituts in Damaskus kennt, denen sich auch dieses Werk würdig anschließt.

Fünfzigster Bericht der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Berlin 1936. (75 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Auf den Bericht des Kuratoriums der Lehranstalt, der sich diesmal über die veränderungsreiche Zeit der vier Jahre 1932—35 erstreckt, folgt ein Artikel von Ismar Elbogen über

Leopold Zunz zum Gedächtnis seines 50. Todestages (17. März 1936). Er berührt den Briefwechsel und die Aufzeichnungen des Verstorbenen, umreißt die wichtigsten Abschnitte seines Lebens und seinen Charakter, würdigt seine Arbeit für die Wissenschaft des Judentums und beleuchtet seine Stellung zur Frage einer Jüdisch-theologischen Fakultät, an deren Stelle er den Anschluß der neuen Wissenschaft an die Universität befürwortete. Die Darlegungen sind bedeutsam durch die zahlreichen, von Quellenangaben begleiteten Einzelzüge, die sich darin finden. Im Ganzen tritt die schmerzliche Tragödie eines Mannes heraus, der als neue Wege weisender, großer Gelehrter bei seiner zunächst betroffenen jüdischen Umwelt für seine Gedanken nirgends das rechte Verständnis findet. Vielleicht hätte noch etwas deutlicher hervorgehoben werden dürfen, daß sein nicht geringes Selbstbewußtsein und die ihm mangelnde Fähigkeit der Menschenbehandlung zum guten Teil in ihm selber liegende Ursachen seiner Mißerfolge im praktischen Leben waren. — Den wissenschaftlichen Teil des Heftes bestreitet Dr. Moses Sister, Mitglied des Lehrerkollegiums der Lehranstalt, mit seinen „Bachja-Studien". Erste Voruntersuchung: Die ethisch-asketischen Termini in Bachjas al-Hidāja 'ilā farā'iḍ al-qulūb und ihre Übersetzung durch Jehuda ibn-Tibbon". An 34 arabischen und 4 hebräischen Beispielen untersucht der Verfasser die Terminologie, daneben auch den Stil und die Sprache des arabischen Originals sowie die Technik der tibbonidischen Übersetzung. Er macht das in der Weise, daß er den arabischen Begriff aus markanten Stellen des Textes mit gelegentlicher Zuhilfenahme von Djurdjānīs Kitāb at-ta'rīfāt zu erfassen sucht und dann die ihm bei ibn Tibbon entsprechenden hebräischen Ausdrücke danebenstellt. Daß dabei als Befund nicht zwei konstante, parallele Terminologien sich ergeben, ist begreiflich. Denn auf der einen Seite zeichnet Bachja nicht genuin arabisches Gedankengut in der dichterischen, mit Synonymen und Parallelsätzen arbeitenden Fülle mancher arabischer Prosaisten auf, während auf der anderen Seite ibn Tibbon mit dem verhältnismäßig spärlichen Wortschatz der biblisch-talmudischen Literatur an seine Aufgabe herangeht und deshalb manchmal in der Wiedergabe eines Ausdruckes schwankt. — Der Form des Drucksatzes mit seinem Durcheinander von deutschen, arabischen und hebräischen Typen hätte größere Sorgfalt und Liebe geschenkt werden müssen. Die Reihenfolge der Sprachen ist nicht an allen Stellen gleichmäßig (z. B. S. 67); das Arabische sollte stets voranstehen. Durch das Zusammentreffen der rechtsläufigen und linksläufigen Schrift kommen den Leser störende Zeilenbrechungen vor wie S. 58 oben. Manchmal stehen die Versionen nebeneinander, manchmal übereinander. Das alles hätte sich leicht vermeiden lassen, wenn die Stellenangaben stets an den Schluß des Zitates gesetzt wären.

Hertz, J. H. [Chief Rabbi]: The Pentateuch and Haftorahs. Hebrew Text, English Translation and Commentary, edited. Deuteronomy. London: Oxford University Press 1936. (XVI, 619 S.) 8°. 7 s. 6 d. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Mit dem Deuteronomium findet der seit 1929 erscheinende Hertzsche Pentateuchkommentar seinen Abschluß. Die wissenschaftliche Haltung ist die gleiche wie in den früheren Bänden. H. kennt die Kritik, lehnt sie aber besonders in historischen Fragen zugunsten der Tradition ab. So gibt er nicht zu, daß zwischen Deut. 12, wonach nur der Altar von Jerusalem legitim ist und Ex. 20, 24 der Erlaubnis, allenthalben Altäre zu errichten, ein Unterschied besteht (S. 452f.); er kann sich hier auf deutsche Kritiker wie Stärk u. Löhr berufen. Das Königsgesetz Dt. 17 (S. 449 ist XVII, nicht XVIII, 15 zu l.) mit seiner deutlichen Anspielung auf Salomo als König, wie er nicht sein soll, hindert H. nicht, den mosaischen Ursprung dieses Gesetzes zu vertreten. Zu 34, 5ff. der Nachricht vom Tode Moses u. von seinem Begräbnis zitiert H. als Meinung des R. Juda, daß diese Worte von Josua dem Werke Mosis hinzugefügt worden seien (S. 439).

Im einzelnen ist auch dieser letzte Band belebt durch eingelegte sehr lesenswerte, schwungvolle Abschnitte wie z. B. S. 100—111 über Sinn und Geschichte des Glaubensbekenntnisses Deut. 6, 4. Oder man vergleiche z. B. hübsche Einzelbemerkungen wie die zu Deut. 34, 6: Niemand kennt das Grab Moses: „It has been hidden from human ken, say the Rabbis, so that it might not become a place of pilgrimage for those who deify national heroes." So wird der Herr Verfasser auch bei christlichen Lesern, die seinen historisch kritischen Standpunkt nicht teilen können, Anerkennung und Dank wie für die vorhergehenden 4 Bände so auch für den letzten Band finden.

Semitistik, Islamistik.

Carruthers, Douglas: Arabian Adventure to the Great Nafud in Quest of the Oryx. London: H. F. & G. Witherby 1935. (XII, 208 S., 33 Taf., 2 Pläne) 8°. 8 s. 6 d. Bespr. von E. Bräunlich, Leipzig.

Schon mehrfach hat Douglas Carruthers wertvolle Beiträge zur Erforschung der Geo-

graphie und der Fauna Arabiens geliefert. Der vorliegende Band läßt vor unseren Augen die mühevolle Aufspürung des arabischen „Wildrindes", des Oryx leucoryx, lebendig werden. Obwohl bereits vor vier Jahrhunderten Beschreibungen des Tieres nach gefangenen Exemplaren gegeben wurden, und später sogar lebende Exemplare in den Zoologischen Garten von London gelangt waren, spukten doch in vielen Köpfen immer noch sonderbare Vorstellungen über die „Wildkuh" herum, indem man die Oryxantilope wegen ihres spitzen Gehörns mit dem sagenhaften Einhorn in Beziehung zu setzen suchte.

Mit großer Sachkenntnis verfolgt Carruthers die literarischen Belege des Oryx bei den europäischen Reisenden, dabei die Verdienste eines jeden von ihnen nach Gebühr hervorhebend. Zum Schluß gibt er selbst eine eingehende naturgeschichtliche Beschreibung des überaus seltenen und scheuen Tieres. Bei den philologischen Bemerkungen über die verschiedenen Namen wäre es allerdings wünschenswert gewesen, die jeweilige arabische Schreibung zu verifizieren. Die Vermutung, daß Doughty's „Wothyhî", bzw. Philby's „Wudhaihi" als Bezeichnung des Oryx die Wurzel *byḍ* „weiß" enthalte, hätte unterdrückt werden sollen. Schon Wellhausen hat in seiner Anzeige von Doughty's Travels (in ZDMG XLV, 1891, S. 176) die Wurzel richtig erkannt (وضيحة). Siehe ferner J.-J. Heß, Die Farbbezeichnungen bei innerarabischen Beduinenstämmen in Der Islam X (1920) S. 81 Nr. 52: „*ouḍaḥ* fem. *waḍḥā* . . . ist die Farbe der durchaus weißen Kamele und der Säbelantilope Oryx beatrix, J. E. Gray (*wuḍāhī* = *bygar él wāḥāš*)"; Mohammed Sharaf, An English-Arabic Dictionary of Medecine, Biology, and Allied Sciences, Cairo 1926, S. 579b: البقر الوحشى ويسمى فى العراق أبو سُولع — الوُضيحى (فى بلاد العرب)

Abgesehen von dem Oryx verbreitet sich der Verf. öfter über andere Tiere und die Geschichte ihrer Erforschung, so handelt er über den in Arabien immer seltener werdenden Strauß (S. 55ff.).

Das zweite Hauptinteresse Carruthers gilt der geographischen Aufnahme des von ihm bereisten Gebietes. Er durchquerte die bisher wenig besuchte Gegend südöstlich ʿAmmān und stellte fest, daß alle dortigen Höhenzüge nach dem nördlich gelegenen Wādī Sirḥān zu entwässern. Über Taimā ging es an den Rand der Nefūd, die er in der Westzunge al-ʿAraiğ erreichte. Wertvoll sind die zusammenfassenden Bemerkungen über Ausdehnung, Beschaffenheit und Entstehung der Nefūd (S. 119f.). Auch sonst enthält das Buch eine Menge bedeutsamer Beobachtungen, für deren Mitteilung der Leser dem Autor zu Dank verpflichtet ist. Eine Anzahl schöner Bilder — zumeist eigene Aufnahmen — und zwei Karten ergänzen das Buch.

Blachère, R.: Un poète arabe du IVe siècle de l'Hégire ⟨Xe siècle de J.-C.⟩: Abou ṭ-Ṭayyib al-Motanabbî ⟨Essai d'histoire littéraire⟩. Paris: Adrien-Maisonneuve 1935. (XIX, 366 S., 3 Ktn.) gr. 8°. 45 Fr. Bespr. von Gustav Richter, Breslau.

Das Urteil über die Bedeutung der Poesie des arabischen Dichters Mutanabbī ist unter den abendländischen Orientalisten schwankend. Während die einen die östliche Berühmtheit des Dichters zum Anlaß nehmen, ihm gleichfalls unumwundene Bewunderung zu spenden, bemühen sich andere, den Wert seiner Dichtkunst mit dem Vorwurf der schwülstigen Maniriertheit seines Stiles und allzu häufiger Banalität der Gedanken herabzusetzen. Andere nehmen eine vermittelnde Stellung ein und verweisen ein Urteil überhaupt an die Subjektivität des Geschmacks, indem sie das mangelhafte Einfühlungsvermögen des Europäers in Geltung bringen. In Wahrheit erklären sich die abwertenden Urteile aber nur daraus, daß sie stilkritisch zu wenig begründet sind, um wissenschaftlich zu sein. Jetzt wird in einer umfangreichen und gewissenhaften Monographie über Mutanabbī, die uns Blachère vorlegt, ein erfolgreicher Versuch gezeigt, wie die allseitige biographische und stilanalytische Behandlung des Themas geeignet sein kann, zu einem gerechteren wissenschaftlichen Urteil zu führen.

Seinen vorbildlich durchgeführten monographischen Aufriß gewinnt der Verf. außer vielen historischen Quellen zur Zeitgeschichte hauptsächlich aus der inhaltlichen Analyse von Mutanabbīs Dichtungen. Indem er den Dichter auf seinem wechselhaften Lebensweg begleitet, führt er den Leser in die einzelnen Gedichte Mutanabbīs ein und zergliedert ihren Aufbau nach deren historischer Entwicklung. Die literaturgeschichtliche Betrachtung lehrt uns einerseits, wie abhängig Mutanabbī von seinen Vorbildern Ibn ar-Rūmi, Ibn al-Muʿtazz, Abū Tammām und Buḥturī war, anderseits aber auch, wie sich die Kunst der Vorgänger in Mutanabbīs Divan trotz Mangel an echter Originalität zu jener klassischen Größe verdichtet, die ihren Urheber unsterblich gemacht hat. Es ist nicht der nationalarabische Gedankenkreis allein, wie er schon viel früher schematisiert war, auch nicht die außergewöhnliche Souveränität im Gebrauch der sprachlichen Mittel,

sondern der vollendete Ausgleich von Inhalt und Form, der unmittelbar überzeugt. Das Beduinenleben, das Mutanabbī besingt, wirkt glaubhaft und nicht mehr nur schablonenmäßig. Diesen echten „Beduinismus" hebt Blachère mit Recht hervor. Er erweitert sich ferner überhaupt zu dem Bilde des arabischen Menschen in den zahllosen Maximen und Sinnsprüchen, in denen der formsichere Dichter auch dann noch tragende Verse schafft, wo ihr Inhalt in Prosa Plattheit wäre. Diese grundsätzliche Struktur der Dichtung, an der Inhalt und Form gleichmäßig ein klares Stilbild schaffen, bestimmt das Urteil über den Wert der Poesie Mutanabbīs, das durch ähnliche methodische Versuche an früheren Dichtern im einzelnen noch an Präzision gewinnen würde. Das Ziel der literaturwissenschaftlichen Forschung ist also nicht die Herausstellung dessen, was unserem Geschmack unmittelbar zusagt, sondern die Erkenntnis zu gewinnen, in welcher geistigen Ordnung die zu beurteilenden Gegenstände verstanden werden müssen. Darum halte ich es für müßig und im Grunde für unkonsequent, wenn der Verf. am Ende noch einmal die Frage nach dem Werte der Dichtungen Mutanabbīs für den abendländischen Geschmack aufwirft und sie positiv mit dem Hinweis auf die klassisch-universale Prägung seiner Sinnsprüche beantwortet.

Die Persönlichkeit des Dichters erfährt hier eine milde, ansprechende Behandlung. Fallen auch die negativen Züge in seinem Charakter oft peinlich auf, so wird doch vieles durch die äußere Situation und den allgemeinen Zeitgeist verzeihlich. Die gegen Kračkovskij eingehend begründete These, daß der Beiname Mutanabbī („der sich für einen Propheten ausgibt") einen realen geschichtlichen Hintergrund hat und nicht auf einer späteren Fiktion beruht, verdient volle Beachtung. Wir haben dem Verf. für diese wertvolle Monographie aufrichtig zu danken.

Ali, Syed Mujtaba, Dr.: **The Origin of the Khojāhs and their religious life to-day.** Bonn: Röhrscheid 1936. (109 S.) gr. 8° = Untersuchungen zur allg. Religionsgeschichte, H. 8. RM 6.50. Angezeigt von R. Strothmann, Hamburg.

Neben den Forschungen von Ivanow, Husain Hamdani, Faizi und den Veröffentlichungen der Islamic Research Society ist dieser kritische Überblick über eine Nizārī-Teilgruppe der Ismailiten sehr willkommen. Zwar der geschichtliche Abriß, der zunächst Allgemeines über Schia und Ismailitentum wiederholt, ist auch im weiteren für die Kernfrage mehr negativ kennzeichnend, insoweit er die Dürftigkeit der Nachrichten über die ersten Jahrhunderte der Chodschas aufzeigt: verstreute Notizen über ein vorübergehendes Auftauchen von Ismailiten zu Multan im 10. Jahrhundert; unklare Berichte über den ersten Indienmissionar aus Alamut im 12. Jahrhundert, den noch nicht näher zu identifizierenden Nur Satgur; Genaueres erst über den vielgenannten Missionar Sadreddin im 15. Jahrhundert, den angeblichen Verfasser von *Das Avatar*, in dem die Anknüpfung ismailitischer Manifestationslehre an altindische vollzogen wird; ferner einige Bemerkungen über spätere Pir; schließlich neben Angaben über Missionsgewinn auch solche über Abfallverluste. Infolge des mangelnden historischen Interesses der *ta'rīḫ*-Schriften (vgl. Ivanow, A Guide to Ismaili Literature, London 1933, Nr. 649f., 682f.) bleibt abgesehen von bloßen Namen in den nicht ganz einheitlichen Listen die große Lücke in der Kenntnis von den Imamen zwischen Rukneddin, dem letzten Großmeister von Alamut, und dem letzten in Persien residierenden Imam Chalilallah, der 1819 in Jezd ermordet wurde. Erst seit der Übersiedlung seines Sohnes nach Indien, des ersten Agha Chan, Großvaters des heutigen, wird das Bild klarer. Verfasser benutzt hier vor allem die Sendschreiben der Agha Chane und die Akten der Prozesse mit den eigenen Anhängern, wodurch mehrfach historisch das gegenseitige Verhältnis und zugleich die Beziehung zu Sunniten, Hindus und Zwölfern geklärt wird. Wertvoll ist das Kapitel über das religiöse Leben: Gottesdienst, in dem auch das indische Erbteil deutlich durchscheint; Kommunion in heiligem Wasser, gemischt mit Kerbela-Erde; fast kein Fasten; ebensowenig Pilgerfahrt nach Mekka, heutzutage kaum auch nach Kerbela, wie sich denn Chodschas auch nicht an den Passionsspielen beteiligen, wohl aber Wallfahrten zu heiligen Stätten im Lande, vor allem aber zum lebenden Agha Chan; Steuer an den Agha Chan in Höhe eines Achtels, dazu Neben- und Gelegenheitsgaben. Um mehrere dieser Angaben hat sich Verf. durch persönliches Befragen von Chodschas bemüht. Ein eigentliches Siebener- und Batinitensystem kennen die Chodschas nicht, wie auch ihre bescheidenen Initiationsriten mit den von den Häresiographen berichteten nicht verglichen werden können.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Hinz, Walther: **Irans Aufstieg zum Nationalstaat im fünfzehnten Jahrhundert.** Berlin: W. de Gruyter & Co. 1936. (175 S., 8 Taf., 4 Ktn.) gr. 8°. Geb. RM 8.60. Bespr. von J. Rypka, Prag.

Wie sowohl aus der Einführung als aus dem das politische Geschichtsbild abschließenden Absatz (S. 100) hervorgeht, haben wir in dem

zu besprechenden Buche eigentlich nur den ersten Band einer größeren Gesamtdarstellung der Safaviden zu erblicken. Zugrundegelegt wurden ihm die Ereignisse der zweiten Hälfte des XV. Jhts., ein bisher dunkles Geschichtskapitel, dessen Inhalt die sich immer lauter gestaltenden Ansprüche des Priesterstaates zu Ardabīl auf die weltliche Gewalt bilden. Auf diesen Willen zur Macht läuft das religiöse Band, das die zweifellos geistig hervorragende Safavidenfamilie und die ihr fanatisch ergebenen Jünger umschlingt, hinaus. Äußerlich gruppiert sich die Geschichte der aufwärtsstrebenden Sūfī-Gemeinde zunächst um den sympathischen und auch Europa durch seine antiosmanischen Bestrebungen wohlbekannten Beherrscher Mesopotamiens und Persiens Uzun Hasan aus dem Turkmenenstamme der Weißen Horde. Er war es ja, der den Safaviden den Weg ebnete. Seine (freilich unbedeutende) Dynastie verlängert diese Achse. Danach nimmt der Titel des vorliegenden Bandes offenbar auch schon den Inhalt des nächsten Bandes vorweg, indem der gegenwärtige eigentlich nur die Grundlagen des Aufstieges Irans zum Nationalstaat zum Gegenstand hat.

Das Buch ist nicht für die Orientforscher allein bestimmt, sondern wendet sich an ‚alle diejenigen, die an dem Schicksal des Nahen Ostens inneren Anteil nehmen'. Dies bezeugt auch die frische, übersichtliche Darstellung, die die Lektüre des ganzen Buches zum Genuß gestaltet, um die ganz gelehrten Dinge für den Anhang aufzusparen, wo aufgetauchte Splitter- und Nebenfragen nach Gebühr durchgesprochen werden. Der Verfasser versteht seine Materie gut zu zergliedern und seine Helden plastisch hervortreten zu lassen. Das allmähliche Aufsteigen inmitten eines natürlichen Auf und Ab der Ereignisse, von den Anfängen des safavidischen Priesterstaates bis zur Treibjagd auf den noch ganz in den Kinderschuhen steckenden Ismail, den eigentlichen Gründer des persischen Nationalstaates, ist vom Verfasser fein herausgearbeitet. Als erster erhebt der stürmische Schejch Dschonejd (1447—1460) den Anspruch auf weltliche Herrschaft. Man verfolgt seine Rösselsprünge, die ihn schließlich an Uzun Hasan, nicht nur seinen, sondern auch Europas Hoffnungsstern fesseln. Dschonejd folgt sein Sohn Haidar, „ein entschlossener und zielbewußter Mann, der in noch höherem Maße als sein Vater aus der Ordensjüngerschaft sich eine Kampfgemeinschaft, ein Machtwerkzeug zu schaffen verstand, das mit Erfolg zur Gewinnung politischen Einflusses eingesetzt werden konnte". Er führt die rote Haidarkappe, auf die bekanntlich der von den Osmanen aufgebrachte Spottname zuerst der Safavidenanhänger (anfangs waren es durchwegs Türken), sodann der Perser überhaupt zurückgeht, ein. Aber Ja'qūb, der herzlich unbedeutende Sohn und Nachfolger eines Uzun Hasan, beargwöhnte die Rührsamkeit seines Vetters und führte schließlich dessen Niederlage und Tod herbei (1488). Haidars drei Söhne wurden mit ihrer Mutter nach der Provinz Fārs verschleppt. Die nun nach dem Ableben Ja'qūbs einsetzenden Thronwirren bringen die ironische Wendung zustande, daß ‚die Nachfahren Uzun Hasans im Mannesstamm die Herrschaft über das Reich der Weißen Horde zu dieser Zeit nur noch durch die Waffenhilfe der safavidischen Ordensanhänger aufrechterhalten konnten'. Kein Hindernis jedoch gab es nunmehr, daß sich die Safaviden selbst an ihre Stelle setzen. Dies bewirkt 1499 Isma'īl, „eine der merkwürdigsten Gestalten der Weltgeschichte", damals erst 13jährig (in dessen hellem Komplex Hinz einen nordischen Einschlag vermutet). Eine sehr dankenswerte Kultur- und Verfassungsgeschichte der Weißen Horde beschließt diesen Teil des Buches.

Hinz hat sich bereits durch seine früheren zwei Arbeiten als Spezialforscher der Safaviden hervorgetan. Die gegenwärtige gibt ein Musterbeispiel dieses innigen Sicheinlebens in seinen Stoff, worüber äußerlich bereits das dort beigefügte stattliche Verzeichnis abend- und morgenländischer Quellen zeugt, hievon gar manches zum ersten Male aus dem Dunkel gehoben. Der Verfasser läßt im Hauptteile des Buches sein Material nicht in Nebensächlichkeiten, einem weiteren Leserkreis ungenießbar, ausarten; dennoch wird es kein Fachhistoriker sowohl in der eigentlichen Schilderung wie in allen Anhängen ohne Nutzen aufgeschlagen haben. Eher könnte sich der Nichtfachmann beklagen, wenn sich Hinz an einigen Stellen mit ergänzenden Bemerkungen oder Hinweisen auf andere Werke (z. B. SS. 19—21, 50, 139) begnügen zu können glaubt. Auch sonst hätte ich einige Vorbehalte. So wird die fortschreitende Türkisierung der Safaviden trotz des aufschlußreichen Abschnittes über die Gliederung der Qyzylbaschen (S. 77ff.; vgl. auch p. 16) kaum betont. Ebenso wie E. G. Browne dürfte auch Hinz eher geneigt sein, bez. der alidischen Abkunft der Safaviden keine schroff ablehnende Haltung einzunehmen. Ich glaube dennoch nicht, daß sich dieser auch sonst häufig wiederkehrende genealogische Zug streng historisch retten läßt. Sehr gut wird hinwieder auf p. 13 die Bedeutung dieses Anspruches hervorgehoben. — Nirgends bekommt man etwas über die Geheim- und sonstige religiöse Lehre des

Pacific School of Religion Berkeley, Cal.

safavidischen Männerbundes zu lesen. — In einer zufälligen Bemerkung scheint der Verfasser bezüglich der Qāǧāren mit der heute im Lande herrschenden Stimmung eins zu sein.

In der Umschrift lassen sich zweierlei Bestrebungen beobachten: sich einerseits dem persischen Phonetismus möglichst anzunähern, andrerseits eine populäre und eine wissenschaftliche Umschrift zu unterscheiden. Nach keiner Richtung hin dürfte ihm eine einheitliche Durchführung gelungen sein. Man liest Eskandar (S. 15) gegenüber Isma'īl (in Hinzens älteren Arbeiten dagegen Esma'īl); *qodschasy ölmüsch-dür* (S. 25, Anm. 2) gegenüber *Ustaǧlu ke äz ǧomlä-ye* usw. (S. 79 Anm. 4).

Diese Bemerkungen sollen weder — noch können sie den Wert der schönen Arbeit schmälern. Das prächtige Thema hat einen ebenso tüchtigen wie verheißungsvollen Bearbeiter gefunden.

Melzig, Herbert: **Resa Schah.** Der Aufstieg Irans und die Großmächte. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft [1936]. (160 S.) 8°. Lw. RM 5.80. Bespr. von Arthur Christensen, Charlottenlund.

Der Orient marschiert. Die beständige Machtzunahme der orientalischen Nationen gegenüber den europäischen Mächten, die sich früher als Herren der Welt breit machten, ist eine der wichtigsten Folgen des Weltkrieges. Der Aufstieg der neuen Türkei und des neuen Irans ist eine Tatsache, mit der sich das alte, zersplitterte und für seine Existenz beängstigte Europa hat abfinden müssen.

Für die Freunde der iranischen Kulturwelt ist die Wiedergeburt Irans ein erhebendes Ereignis. Wie da ein einziger Mann in einem Zeitraum von nur fünfzehn Jahren ein Land aus der tiefsten Erniedrigung erst zur vollen Selbständigkeit emporgebracht und danach in einen schuldenfreien, musterhaft geordneten Staat umgewandelt hat, wie er ein kampfbereites Heer, ein geordnetes Finanzwesen mit gesichertem Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben, ein modernes Rechtssystem, ein Wegenetz von 19000 Kilometer für Autos fahrbarer Straßen, eine das Land nordsüdlich durchquerende Eisenbahn (die 1939 in ihrer ganzen Strecke für den Verkehr geöffnet werden soll) geschaffen und zu gleicher Zeit ein großzügiges Erziehungswerk zustandegebracht hat, das mit dem Eintreten der von ihren Fesseln befreiten Frauenwelt in das soziale Leben vervollständigt wurde, das alles klingt wie ein Märchen.

Von dieser genialen Persönlichkeit, Reżā Šāh Pahlavī, einem der größten Staatsmänner unserer Zeit, handelt das vorliegende Buch. Der Friedensarbeit des Jahrzehntes nach der Thronbesteigung des Reżā Šāh ist jedoch nur ein freilich bei aller Kürze inhaltreiches Schlußkapitel gewidmet. Das Hauptthema bilden die Kämpfe und die politischen und diplomatischen Ereignisse der schicksalschweren Jahre 1920—25, die Vorgeschichte des Dynastienwechsels.

Seit 1907 war Iran in eine nördliche, russische und eine südliche, britische „Interessenzone" aufgeteilt. Alle Versuche von seiten der nach Entfernung des reaktionären Mohammad 'Alī Šāh im Namen des unmündigen Aḥmad Šāh waltenden Vormundregierung, durch zeitgemäße Reformen das Land zu kräftigen, wurden von den zwei Großmächten vereitelt. Unmittelbar nach der Mündigkeitserklärung des jungen Schahs brach der Weltkrieg aus. Iran, das außer einer unter dem Befehl russischer Offiziere stehenden Kosakentruppe kein brauchbares Heer besaß, wurde zum Kriegsschauplatz. Nach Beendigung des Krieges wurde das Land fortwährend von ausländischen Besatzungstruppen ausgesaugt; in großen Teilen des Reiches war nie ein Vertreter der Regierung zu sehen; die aufrührerischen Nomadenstämme und allerlei Räuberscharen machten alle Straßen unsicher; das Finanzwesen war vollkommen zerrüttet, und der Schah verschwendete, ohne sich um Land und Volk zu kümmern, die letzten Hilfsmittel des Reiches in französischen Modebädern. Die Einnahme Teherans, die Februar 1921 von Reżā Xān im Auftrag der Revolutionsregierung Żiā-ud-dīn mit einer Truppe von 2500 Mann durchgeführt wurde, bedeutete den Anfang einer Epoche, während welcher der große Patriot der Befreier seines Landes wurde und erst als Kriegsminister, später als Ministerpräsident den Wiederaufbau Irans durch unermüdliche Kämpfe und zähe Arbeit sicherte. Nicht als Usurpator, sondern in Folge einer unwiderstehlichen Volksbewegung wurde Reżā Xān, nachdem ein Parlamentsbeschluß den im Auslande weilenden letzten Qaǧārenherrscher abgesetzt hatte, auf den Thron erhoben.

Im Buche von Herbert Melzig werden die Einzelheiten dieser auch für die Weltgeschichte epochemachenden Geschehnisse zum erstenmal in voller Ausführlichkeit, hauptsächlich nach iranischen Originalquellen, berichtet. Der Stil des Verfassers ist ungemein klar und nüchtern, die Darstellung frisch und reizvoll. Das Buch liest sich wie ein Roman.

Hindbeck, Hanna: **Der Wind schlägt um am Bosporus.** Tagebuch eines einfachen Türken. Berlin: Atlantis-Verlag 1935. (208 S.) 8°. RM 2.85. Bespr. von G. Jäschke, Neubabelsberg.

Das türkische „Wunder" besteht weniger in der Errichtung eines innerlich gefestigten

und in der Welt geachteten Nationalstaates als vielmehr in der früher kaum für möglich gehaltenen völligen Umwertung aller Werte, die dem Volke ehedem als unantastbar galten. Die Gefahr der gegenwärtigen und vielleicht auch der künftigen Geschichtsschreibung liegt in einer Überschätzung der gewiß großen Autorität des Präsidenten Kamâl Atatürk, ohne die das Erreichte undenkbar wäre, die aber den geistigen Umbruch doch nicht allein erklärt. Vielmehr darf die lange Periode der Vorbereitung nicht übersehen werden. Keine Zeit hat mehr an allen Überlieferungen gerüttelt als die Jahre des Weltkrieges, in denen auch in der Türkei die Frau notgedrungen ins Berufsleben eintrat. Was dies für die Vorstellungswelt der älteren Generation bedeutete, schildert die Verf.'in anschaulich — wohl auf Grund eigener Erlebnisse — in dem vorliegenden Büchlein, das sie in die Form eines Tagebuches eines fingierten Polizeikommissars kleidet. Jeder Kenner des Landes merkt bald die innere Unmöglichkeit einer solchen schriftstellerischen Leistung eines einfachen Türken, ganz abgesehen von Kleinigkeiten wie z. B. der falsch datierten Verordnung über den Aufenthalt von Ausländern. Trotzdem wird man der Verf.'in dankbar sein für ihre ausgezeichnete Darstellung türkischer Sitten. Die Wandlung, die sich in der Seele des „alten" Türken vollzieht, ist durchaus typisch, desgleichen die nicht immer glücklichen deutschen Erziehungsversuche während des Weltkrieges. (Aufschlußreich ist das Sammelwerk von Franz Schmidt und Otto Boelitz: Aus deutscher Bildungsarbeit im Auslande. Langensalza 1928.)

Südasien.

Rahmann, Rudolf: **Gottheiten der Primitivstämme im nordöstlichen Vorderindien.** St. Gabriel-Mödling bei Wien: „Anthropos". Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Band XXXI, 1936. (S. 37—96.) Besprochen von W. v. Hevesy, Paris.

Sehr richtig weist eingangs der Verf. auf die Nützlichkeit wissenschaftlicher Kleinarbeit hin. Auch liefert er gleich ein schönes Beispiel dafür. Alle belangreicheren Quellen sind von ihm glücklich verwertet worden, allerdings bis auf eine, die wichtigste. Es ist dies die nunmehr in dritter Auflage von Bodding herausgegebene (Dumka 1928, 264 Seiten in 16°), seinerzeit von Skrefsrud veröffentlichte Sammlung der Überlieferungen und Einrichtungen der Santalen (Hoṛkoren mare haparamko reak' katha). Der Umstand, daß das Werk in Santali gehalten ist, möge Rahmann als Entschuldigung dienen. Dabei kommt seine Arbeit zur rechten Zeit. Seine „Primitivstämme" sind nämlich in erster Reihe die Mundavölker. Ich habe aber bereits an das Interesse erinnert, das Archäologie und Ethnographie neuerdings an diesen Völkerschaften nehmen, und versucht, selber einiges zur Klärung der Zugehörigkeit ihrer Sprachen beizutragen. Ich erblicke darin Uralsprachen, und zwar ugrische[1].

Rahmann's Studie erleichtert nun die Weiterführung der Untersuchung über ethnische, namentlich geistige Zusammenhänge zwischen Ob-Ugriern (Ostjaken, Vogulen) und Mundas. Es ist von mir schon 1932 auf einige derartige Zusammenhänge hingewiesen worden, so auf die auffallende Entsprechung der beiderseitigen Schöpfungssagen[2]. Auch hatte ich seither Gelegenheit, noch ausführlicher darauf zurückzukommen[3]. Vieles, was wir gleichzeitig hüben und drüben finden, wie z. B. heilige Haine, Berg-, Baum- und Ahnenkult, Menschenopfer usw., ist allerdings auch außerhalb der beiden Völker verbreitet, daher an und für sich noch wenig beweiskräftig. Auffallend sind aber, neben zahlreichen gemeinsamen Ausdrücken, auch die vielen gleichen Details im Kult, die kaum einem Zufall zugeschrieben werden können. Rahmanns Verdienst ist es, ihre Feststellung erleichtert zu haben. Seine Untersuchungen sind um so willkommener, als die Mundastämme bisher sehr ungenügend studiert worden sind; man kann also ihre gründlichere ethnographische und linguistische Erforschung (so z. B. der wichtigen, weit im Westen wohnenden und eine eigene Sprachinsel bildenden Kurkus, aber auch zahlreicher anderer Stämme), nicht genügend befürworten.

Dieses Studium ist, glaube ich, schon deshalb angezeigt, weil der Eindruck, den ich bereits 1932 über die Ausbreitung ugrischen Einflusses über Vorderindien hinaus gegen Osten erhalten habe[4], sich seither verstärkt hat. Soeben wurden von Colani, in einem vortrefflichen Werke[5], Abbildungen von in Hinterindien (Oberem-Laos) gefundener Kammkeramik veröffentlicht. Diese Art von Keramik ist aber, wie man weiß, Ostasien sonst gänzlich fremd, dafür aber charakteristisch für

1) OLZ Mai 1936. „Zur Verwandtschaft der Munda-Sprachen", wo auch weitere Arbeiten angeführt werden (Sp. 274, Fußnote 1; Sp. 276, Fußnote 3).

2) „Finnisch-Ugrisches aus Indien". Wien 1932. S. 370.

3) Vortrag, gehalten am 8. Mai 1936 in der „Société Asiatique", Paris. Ferner: L'Anthropologie. T 46. — Nos 5—6. — 1936. „Ob-Ougriens de Sibérie et Munda de l'Inde".

4) „Finnisch-Ugrisches aus Indien", S. 341.

5) „Mégalithes du Haut-Laos". Paris 1936. Band II, Taf. LXXXV, usw.

das Finno-Ugrier-, das Uraliertum[1]. Falls finnisch-ugrische Völkerschaften nach Vorderindien gelangt sind, wären es nicht sie, die diese Art von Keramik weiter gegen Osten verbreitet hätten? Auch ein Ausdruck für Eisen scheint sowohl bei den Mon's von Hinterindien, als auch in Indonesien uralischer Herkunft zu sein: es ist dies Mon *pasai* (Malaii *besi*, Altjavanisch *vesi* usw.)[2]. Nun finden wir im Mundari *basi*, im Santali *päsi*[3], im Uralischen aber Vogul *-pš*, *-bes*, Tscheremiss *-baž*, Magyar *vaš* (Akkusativ *vaša-t*), Samojed *basa*, *baza*, *veze* usw.[4]

Rahmann benützt in seinem Titel den Ausdruck „Primitivstämme". Jedenfalls gibt es Mundavölker, welche ihn heute vollauf verdienen. Kann man sie aber alle unter diese Bezeichnung fassen? Ich glaube es nicht. Die Santalen, dann die eigentlichen (die das Mundari sprechenden) Mundas verdienen sie kaum[5]. Sie haben eine ziemlich entwickelte eigene materielle Kultur[6], insbesondere in allem was Ackerbau betrifft; ihre Dörfer sind rein, weit reiner als jene der Hindu und Bengali; ihre Dichtkunst, ihre eigene, melodiöse Musik[7] usw. usw. sollten sie davor bewahren, als „Primitiv"-Völker betrachtet zu werden.

Größere Fehler begeht der Autor nur dort, wo er sich auf das nicht existierende[8] „Austro-Asiatentum" („austrische" und „austro-asiatische" Sprachenfamilie, „austro-asiatische" Rasse) W. Schmidt's stützt, die Mundavölker aus dem Osten nach Indien kommen läßt[9], usw. Ganz zweifellos gab es ja von altersher Beziehungen zwischen den Mon-Khmervölkern und Indien und wohl Zuzug ganzer Mon-Khmerstämme gegen Westen. Doch deutet heute bereits alles dahin, daß dieser nach Ankunft der Mundastämme erfolgte. Derartige Irrtümer beeinträchtigen jedoch den großen Wert der Rahmann'schen Leistung keineswegs.

1) Menghin, „Weltgeschichte der Steinzeit". Wien 1930. S. 558.

2) Auch auf *-e* auslautende Formen sind in Indonesien belegt.

3) „Finnisch-Ugrisches aus Indien", S. 134.

4) Szinnyei, „Magyar Nyelvhasonlitàs". 7. Aufl. Budapest 1927, S. 142.

5) „A Note on the 'Wild People' of the Santals". Journ. Asiatic Society of Bengal. B. XXVII, No. 9, S. 241.

6) Details im Separat-Bande (Abbildungen) der Encyclopaedia Mundarica, Patna, 1932.

7) Bodding, „Studies in Santal Medicine and Connected Folklore". Memoires of the Asiatic Society of Bengal. B. X, No. 1, S. 126. Ferner in der Encyclopaedia Mundarica, beim Worte *durang*.

8) Siehe OLZ 1936, Sp. 273. („Zur Verwandtschaft der Munda-Sprachen").

9) S. 43.

Otto, Rudolf: **Die Katha-Upanishad**, übertragen und erläutert. Berlin: Alfred Töpelmann 1936. (64 S.) 8° = Aus der Welt der Religion. Forsch. u. Berichte, unter Mitwirk. v. H. Frick u. R. Otto hrsg. v. E. Fascher u. G. Mensching. Religionswiss. Reihe, H. 24. RM 3.80. Bespr. von R. Schmidt, Münster i. W.

Karl Friedrich Geldner, „der Meister der Upanishadenforschung", dem Rudolf Otto (ebenso wie ich!) unvergeßliche Stunden gemeinsamer Sanskrit-Lektüre zu verdanken hat und dessen Gedächtnis vorliegendes Buch geweiht ist, würde sich ganz gewiß über diese neue Bearbeitung der Kaṭha-Upanishad von Herzen freuen, wenn er vielleicht auch nicht zu allem ja und Amen sagen würde, wie der Verfasser selbst andeutet. Hat sich doch Rudolf Otto in einer stattlichen Reihe von Werken aus dem Gebiete der Theologie und Religionsphilosophie, Religionsgeschichte und Philosophie, im besonderen was Indien angeht, als der Mann bewährt, der wohl berechtigt und befähigt ist, einen Text von neuem zu überprüfen und zu deuten, an dem sich schon viele Gelehrte vor ihm versucht haben, weil er zu den schönsten und tiefsinnigsten Erzeugnissen der altindischen Literatur gehört; so sehr, daß man ein ganzes Buch schreiben müßte, um der Erhabenheit der hier vorgetragenen Lehre ganz gerecht werden zu können. Was hätte Schopenhauer darum gegeben, hätte er diese und z. B. Deußens Sechzig Upanishads zur Verfügung gehabt!

Texte aller Art haben in Indien wahrlich sua fata gehabt. Zuerst mündlich überliefert, dann handschriftlich festgelegt, haben sie im Laufe der Jahrhunderte allerlei Zusätze erfahren. Jeder gelehrte Leser brachte am Rande seines Handexemplares Notizen, Glossen, Erläuterungen an, die dann später von irgendeinem Abschreiber in der Annahme, es handle sich dabei um integrierende Teile des Originalwerkes, kritiklos eingeschaltet wurden.

Hier nun das Echte vom Unechten bzw. die Spreu vom Weizen zu sondern, gehört zu den dankbarsten und allerdings auch schwierigsten Aufgaben des Philologen, die naturgemäß nie restlos gelöst werden können. So erging es Pischel mit der Śakuntalā, Garbe mit der Bhagavadgītā, und Rudolf Otto wird mit seinem Versuche, die ursprüngliche Form der Kaṭha-Upanishad wieder herzustellen, sicher der Dritte im Bunde sein. Aber hier gilt es ja nicht zu siegen, sondern wacker zu kämpfen; Wegbereiter zu sein für künftige Forscher, denen vielleicht ein gütiges Geschick ein Material liefert, mit dem sich weiterarbeiten läßt. So werden wir für heute dem Verfasser danken, daß er es sich hat angelegen sein lassen, seine Gelehrsamkeit einem Texte zu-

zuwenden, der es wohl verdient, daß sich ein indologisch geschulter Theologe seiner annimmt. Wie selten sind doch derartige Fälle! Und wieviel wertvolles Material wäre aus der altindischen Literatur gerade für die Belange des Dritten Reiches noch zu entnehmen, wenn neben dem Fachgelehrten immer gleich der Sprachkundige stände! Je älter ich werde, desto deutlicher sehe ich die Notwendigkeit, die kostbaren Schätze des indischen Altertums nicht nur philologisch zu erschließen, sondern in allgemein zugänglichen, im besten Sinne populären Schriften niederzulegen. Aus dieser Erwägung heraus begrüße ich Ottos Kaṭha-Upanishad als eine schöne, wertvolle Bereicherung der indologisch-religionsphilosophischen Literatur; ein kleines Heft von 64 Seiten, und doch so reich an alle dem, was eines Gelehrten und eines empfänglichen Laien Herz erfreuen kann: eine in den Stoff einführende Einleitung, kurz und bündig, eine Auseinandersetzung über die Textgestalt, dann die Grundgestalt unserer Upanishad, erstes Lehrstück, Einleitung zum zweiten Lehrstück, dieses selbst, Erläuterungen, Einlagen — eine Fülle gelehrter, geistreicher Zutaten, die das Ganze zu einer überaus genußreichen, aber freilich auch nicht leichten Lektüre machen.

Faddegon, Barend: **Studies on Pāṇini's Grammar.** Amsterdam: N. V. Noord-Hollandsche Uitgeversmaatschappij 1936. (72 S.) gr. 8° = Verhand. der koninkl. Akad. van Wetenschappen te Amsterdam, Afd. Letterkunde, N. R., XXXVIII, 1. Bespr. von L. Renou, Paris.

Les études pāṇinéennes ont repris ces dernières années un éclat qu'elles avaient perdu depuis longtemps, ce dont il faut se réjouir. A vrai dire, elles ne sont plus faites dans le même esprit qu'autrefois: on ne cherche plus, du moins on marque moins d'intérêt, à noter chez le grand grammairien des concordances avec tel état de langue, ou à confronter ses données avec les résultats de la linguistique contemporaine; on s'attache moins également à situer son oeuvre par rapport à la tradition dont elle marque le point de départ. C'est le système même de Pāṇini qu'on vise à décrire et à interpréter par le dedans: espérant par là aussi, fût-ce au de là des commentateurs indigènes, jeter les bases d'une critique interne nouvelle.

En se servant des *sūtra* védiques, tel était, pour une large part, l'intention du livre si intelligent qu'a publié récemment M. P. Thieme sous le titre Pāṇini and the Veda (Allahabad 1935). M. Faddegon se place plus directement encore en face du problème de la composition de l'Aṣṭādhyāyī. Son étude se rattache à celle de son compatriote M. H. E. Buiskool (Pūrvatrāsiddham: Analytisch onderzoek aangaande het systeem der Tripadī van Pāṇini's Aṣṭādhyāyī, Amsterdam 1934), qui sur la base des chapitres VIII, 2 à 4 régis par le principe du *pūrvatrāsiddhatva* avait tenté une reconstruction pénétrante du plan de Pāṇini. M. Faddegon a pris pour point de départ les sections relatives aux „indéclinables", soit notamment I,1, 37 sqq. et 4, 56 sqq. Surprenant en apparence, ce choix lui permet en fait de définir commodément les notions les plus importantes qui se rattachent à la syntaxe nominale: valeurs et limites des emplois de préposition, de préverbe, d'adverbe, distinction des cas verbaux et des cas nominaux, schéma de la composition nominale; et de mettre en évidence cet extraordinaire équilibre que Pāṇini soutient entre des valeurs grammaticales et des valeurs d'expérience psychologique. On sera heureux de trouver groupés ici les secours utiles pour préciser certains termes (*kāraka, upapada, gati*, etc.) qui sont utilisés parfois de manière toute superficielle par des auteurs modernes. Si l'on ne veut pas se borner à saisir dans Pāṇini quelques traits de langue épars, c'est au prix d'une longue intimité et en pénétrant profondément dans son système qu'on acquiert le droit de traiter des valeurs pāṇinéennes, et le moyen de le faire avec efficacité.

Il est notable que M. Faddegon se serve assez peu des commentateurs indigènes, qui pourtant sur beaucoup de points s'occupent de la composition des *sūtra*; il semble même qu'il soit vis-à-vis d'eux dans une certaine défiance. Il est certain que, avec tout leur génie, Kātyāyana et Patañjali ont engagé l'interprétation de Pāṇini dans des voies dangereuses (qui devaient aboutir par exemple à l'admirable, mais linguistiquement détestable scholastique des commentaires de Paribhāṣā), et que la critique interne de Pāṇini devra s'établir en partie sans eux.

En revanche, M. Faddegon qui, en même temps qu'un théoricien de la grammaire sanskrite, est un linguiste exercé, ne se prive pas de juger, par rapport à nos connaissances actuelles, de la valeur des observations faites par Pāṇini. Peut-être exagère-t-il quand p. 62 il estime que la description et le classement des composés chez Pāṇini soutient encore la critique; on acquiert au contraire, et précisément au sortir d'ouvrages comme celui de M. Faddegon, l'impression que, partie d'une indéniable expérience de faits minutieusement observés, la méthode de Pāṇini a produit une systématisation qui assujettissait les faits à des principes «logiques» où cette expérience n'avait plus sa part.

Ce sont d'ailleurs ces principes que, dans la seconde partie du livre, M. Faddegon s'efforce de définir. Il en relève trois fondamentaux, qu'il appelle «mnemotechnical economy» (celui qui lui paraît, à juste raison, prévaloir), «logical division» et «associative digression»; quatre subsidiaires, «pūrvatrāsiddhatva» (formulé VIII, 2, 1 et commandant les 3 derniers *pāda* de la grammaire), «distinctive insertion», «oratorical division», «insertion by emergency». Enfin M. Faddegon note une tendance à la «dichotomie» qui se fait jour à travers l'ensemble de l'oeuvre. Ces principes ne valent que pour autant qu'à l'usage ils se révèlent nécessaires et suffisants; l'analyse de l'Aṣṭādhyāyī que M. Faddegon entreprend pour les vérifier, et qui est précieuse, ne permet sans doute pas d'en être définitivement assuré. Il faudrait voir par exemple si, dans un développement linéaire comme celui des Adhyāya IV et V (énumération des *taddhita*), l'ordre des *sūtra* se fait sous la pression de ces principes et d'eux seuls. Si l'on pouvait montrer que Pāṇini a eu devant lui un corpus complet de Paribhāṣā, certaines particularités dans la teneur des *sūtra* et peut-être aussi dans leur arrangement s'en trouveraient expliquées.

Que résulte-t-il des recherches de M. Faddegon? On se doutait évidemment que les vues de Whitney sur le caractère fantaisiste des procédés de composition chez Pāṇini et de sa terminologie étaient intenables; mais même une opinion beaucoup plus modérée, comme celle que M. Wackernagel exprime dans son Altindische Grammatik I p. LXIII, posant que Pāṇini aurait puisé à des sources diverses ou introduit secondairement des données qui seraient venues interrompre un plan primitif, une telle opinion devient impossible à défendre. Sauf des cas très particuliers d'interpolation (M. Faddegon discute à ce propos de manière ingénieuse le cas des *sūtra* contestés I, 2, 53 sqq., p. 57), la grammaire de Pāṇini ne doit rien qu'à un plan unitaire, parfaitement conscient et où tout dépend des conditions d'une «logique» indienne; à cet égard, M. Faddegon voit dans Pāṇini un témoignage fidèle de l'esprit indien et de sa «capacité de synthèse».

Malgré la présentation lumineuse du livre, la pensée de M. Faddegon n'est pas toujours facile à suivre; il a du goût pour les formules algébriques et verse lui-même aisément dans ces enchaînements par association qu'il a relevés chez l'auteur qu'il décrit. Mais il faut reconnaître que l'ouvrage, fruit d'une longue réflexion, est convaincant et atteint admirablement le but qu'il s'était fixé; on ne pourra plus parler de hasard chez Pāṇini, ni, d'autre part, utiliser sa terminologie sans avoir réfléchi au préalable sur les conditionnements logiques ou mécaniques où elle est par rapport au système général. Réhabilitation, nécessaire, de Pāṇini, il faut seulement souhaiter que cette étude, chez un lecteur trop imaginatif, ne contribue pas à instaurer une idolâtrie nouvelle.

Hackin, J.: Recherches Archéologiques en Asie Centrale (1931). Paris: Les Éditions d'Art et d'Histoire 1936. (35 S., 26 Taf., davon eine farbig) 4°. Fr. 30.— Bespr. von Friedrich Weller, Leipzig.

In dieser schön und reich ausgestatteten Schrift berichtet Hackin über archäologische Arbeiten, welche ein Teil Mitglieder der Citroen-Expedition in der Zeit vom 20.—30. Nov. 1931 in Bäzäklik und Murtuq vornahmen. Weiter gesteckte Ziele zu erreichen, scheiterte leider an dem unverständlichen Mangel an Entgegenkommen des Generalgouverneurs von chinesisch Turkestan, der es nicht erlaubte, archäologische Arbeiten in größerem Ausmaße vorzunehmen. Die kurze Zeit, welche Hackin und seinen Mitarbeitern zur Verfügung stand, wurde offenbar aufs gründlichste ausgenützt. Hackin setzte sich bei seinen Arbeiten das Ziel, verbliebene Lücken in den Arbeiten seiner Vorgänger nach bester Möglichkeit auszufüllen. Die Ergebnisse der Arbeiten Hackins und seiner Mitarbeiter sind nach mehr wie einer Seite hin wertvoll. Sie sind es rein schon darum, weil vorausgegangene archäologische Arbeiten nachgeprüft werden. Dabei stellt sich zunächst heraus, daß Albert Grünwedel, mit dessen Arbeit Hackin sich in erster Linie beschäftigt, ungemein gründlich und zuverlässig gearbeitet hat. Doch bleibt die kleine Schrift Hackins nicht bei dieser Feststellung stehen, die angesichts der kurzen zu Gebote stehenden Zeit allein schon wertvoll genug gewesen wäre. Wie es bei einem Manne wie Hackin eigentlich nicht anders zu erwarten stand, bietet er auch Eigenes, selbständige Ergebnisse seiner Arbeit. Er berichtet in seiner Arbeit vom Besuche der Höhlen 27, 29, des Tempelchens Nr. 3, der Höhlen 25, 40, 37 sowie der Hallen 6/7 Grünwedelscher Zählung in Bäzäklik und der Höhlen 3 und 4 der 2. Anlage von Murtuq[1]. Die Ergebnisse, zu welchen Hackin kommt, unterscheiden sich in zwei wesentlichen Punkten von denen Grünwedels. Der erste ist, daß nach Hackins Überzeugung die Malereien der Höhle 29 auf der einen, und der Höhle 27 und des Tempelchens 3 auf der anderen Seite, welche Grünwedel der 2.

1) Der Reihe nach entsprechen in Grünwedels Altbuddhistischen Kultstätten in Chinesisch-Turkistan die S. 283; 286; 233; 279; 299; 293; 242ff.; 303; 307.

und 3. Altersschicht zugesprochen hatte, der künstlerischen Qualität der Bilder nach in das 7.—8. Jahrhundert n. Chr. zu setzen sind. Hackin hält dafür, daß die Künstler, welche sie malten, in der großen Tradition der T'ang-Dynastie stehen und aus ihr schufen. Hackins diesbezügliche Ausführungen in seinem Berichte sind als vorläufig zu betrachten, er verspricht, eine ausführliche Arbeit darüber vorzulegen. Das zweite wichtige Ergebnis, zu dem Hackin kommt, ist das, daß die Manichäer einen Teil dieser Anlagen zeitweise stärker als Kultheiligtümer ausgestattet und benutzt haben, als bisher angenommen wurde. Bis auf die noch ausstehende stoffliche Deutung des manichäischen Bildes in Höhle 25 kann Hackins Beschreibung als abschließend gelten. Dies Bild ist außer in photographischen Aufnahmen auch in einem Mehrfarbendruck nach der Kopie A. Jacovleffs beigegeben. Von kleineren Stiluntersuchungen, die in Hackins Buch enthalten sind, möchte ich hier auf die nette Ausführung über den Wandel in der Darstellung des Diadems hinweisen, die Hackin bei der Höhle 37 bietet, wenn dies auch nicht die einzige Stelle seiner Schrift ist, wo er auf den Wandel zu sprechen kommt, den Motive westlichen oder indischen Ursprungs auf ihrer Wanderung nach dem Osten erfahren haben. Die dem Buche beigegebenen Wiedergaben photographischer Aufnahmen — es ist manche neue darunter — ergänzen die bisherigen Veröffentlichungen in willkommenster Weise. Man kann nur wünschen, daß es Hackin vergönnt sein möge, die offenbar sehr reiche Sammlung photographischer Aufnahmen und farbiger Kopien von in situ verbliebenen Bildern sowie die photographischen Aufnahmen der Anlagen überhaupt in umfänglicherem Ausmaße der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Bei dem grauenhaften Verfall, der nach Hackins Bericht teilweise seit Grünwedels Besuch im Jahre 1906 eingesetzt hat, wäre eine solche Veröffentlichung sehr dankenswert, um so mehr, als die chinesischen Behörden neuen Arbeiten an Ort und Stelle nicht gewogen sein dürften. Einzelheiten kleinen Ausmaßes, in denen Hackin von Grünwedels Auffassung abweicht, werden sich erst mit der Stoffdeutung der Bilder entscheiden. In einem Falle (Tafel XVa) bin ich mir nach der wiedergegebenen Photographie nicht sicher, ob die Figur, welche unter dem Buddha sitzt, abschließend beschrieben ist. Während Hackin meint, diese Figur kniee und wende dem Beschauer den Rücken zu, habe ich nach der wiedergegebenen Photographie eher den Eindruck, daß diese mit einem Nimbus geschmückte Figur mit untergeschlagenen Beinen dasitzt und dem Beschauer das Gesicht voll zuwendet. Ich glaube, daß die Hände dieser Figur auf dem Schoße zusammengelegt waren. Vielleicht empfiehlt sich doch eine Nachprüfung. Solche Kleinigkeiten ändern aber nichts daran, daß Hackins Schrift sehr willkommen ist.

Ostasien.

Duyvendak, Dr. J. J. L.: Wegen en Gestalten der Chineesche Geschiedenis. 's-Gravenhage: Martinus Nijhoff 1935. (XIV, 372 S., 4 Taf., 6 Karten.) 8°. fl. 3. —. Bespr. von Alfred Hoffmann, Hamburg.

In diesem Buch hat der bekannte niederländische Sinologe den verdienstvollen Versuch unternommen, eine für die Allgemeinheit bestimmte, gut lesbare Geschichte des chinesischen Reiches zu schreiben. Daß in dieser Hinsicht, wenigstens was die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit anbelangt, ein spürbarer Mangel vorhanden war, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Damit ist auch das Erscheinen dieses Buches gerechtfertigt, und die Fachgenossen werden dem Verfasser Dank wissen, daß er als Sinologe sich dieser mühevollen Aufgabe einer allgemein verständlichen Gesamtdarstellung der chinesischen Geschichte unterzogen hat. Das Buch stellt und will auch in seiner Zielsetzung keine wissenschaftlichen Ansprüche stellen. Und doch merkt man bei der Lektüre des Buches überall, daß diese lebendige, scharf umrissene Darstellung aus der Feder eines Mannes stammt, der die besondere Fähigkeit besitzt, das reichhaltige wissenschaftliche Material einheimischer und ausländischer Quellen zu einer gemeinverständlichen, den Leser anregenden Darstellung zu verarbeiten. Behandelt ist in 13 Kapiteln der Ablauf der chinesischen Geschichte, von der vorgeschichtlichen Zeit angefangen, bis zur Lostrennung der Mandschurei. Beachtenswert ist die Methode, die der Verfasser gewählt hat, um die mehr als dreitausendjährige Geschichte eines solch großen und gemeinhin unbekannten Kulturgebietes in einem nicht allzu umfangreichen, lesbaren Buch zu behandeln, ohne dabei nur Äußerliches und Oberflächliches zu sagen. Er skizziert in seinem Vorwort (S. XII) diese Methode in einem Satz so: „Mit großen Sprüngen bin ich durch die Jahrhunderte geeilt, die Wege aufzeigend, längs denen sich die Entwicklung fortbewegt hat, und in jedem Zeitabschnitt habe ich innerhalb der jeweiligen Zeitströmung bei der Figur innegehalten, die mir im Gesamtbilde die belangreichste schien". Die Durchführung dieser Methode wirkt, wie man es bei dem häufigen Dynastiewechsel erwarten könnte, keineswegs schematisch, da der Verfasser, wie

er an gleicher Stelle sagt, nicht daran Anstand genommen hat, „einem Jahrhundert eine einzige Zeile und einem Jahr eine ganze Seite zu widmen". Die markanten Gestalten, die vom Verfasser durchweg in wenigen, sorgfältig gewählten, treffenden Ausdrücken charakterisiert sind, bilden für den mit der chinesischen Geschichte weniger Vertrauten sicherlich einen willkommenen Anhalts- und Ruhepunkt auf seiner langen Wanderung durch die chinesische Geschichte. Auch die äußere Form der Darstellung mit ihren kurzen, oft nur eine halbe oder eine Viertelseite langen Abschnitten der einzelnen Kapitel und den stichwortartigen Überschriften trägt wesentlich dazu bei, die Lektüre des Buches anziehend zu gestalten. Die Geschichte der Kunst, Religion, Literatur und Philosophie konnte natürlich im Rahmen dieses Buches nur andeutungsweise behandelt werden. Dagegen ist die Darstellung der holländisch-chinesischen Beziehungen als in einem Buch, das in erster Linie für holländische Leser bestimmt ist, über die Maßen ausführlich gehalten. Im Anschluß an den Text findet sich eine vergleichende Tabelle der wichtigsten chinesischen und europäischen Jahreszahlen sowie eine sehr ausführliche bibliographische Übersicht über die wichtigsten einschlägigen Veröffentlichungen bis zum Jahre 1934 einschließlich. Die Bebilderung könnte man sich etwas reichhaltiger wünschen. Chinesische Bilder der wichtigsten historischen Gestalten würden das Buch zweifellos noch anziehender gestalten, denn gerade die Kreise, an die sich das Buch wendet, legen bekanntlich den größten Wert auf eine interessante Bebilderung.

Vorliegendes Buch ist die beste gemeinverständliche Gesamtdarstellung der chinesischen Geschichte, die wir augenblicklich haben. Vielleicht ist eine Übertragung ins Deutsche möglich.

Segalen, Victor, Gilbert **de Voisins** et Jean **Lartigue: Mission Archéologique en Chine** (1914). I: L'Art Funéraire à l'Époque des Hans. (V, 304 S.) 4°. 200 Fr. Atlas, Tome I: La Sculpture et les Monuments Funéraires (Provinces du Chàn-si et du Sseu-tch'ouan). (Taf. 1—68) 2°. 250 Fr. Atlas, Tome II: Monuments Funéraires (Région de Nankin). Monuments Bouddhiques (Province du Sseu-tch'ouan). (Taf. 69—144) 2°. 250 Fr. Paris: Paul Geuthner 1935. Bespr. von **O. Franke**, Berlin.

Über der Forschungsreise der drei französischen Archäologen Segalen, Gilbert de Voisins und Lartigue hat kein günstiger Stern geleuchtet. Nach einem Aufenthalt von drei Monaten in Peking zur Sammlung der in Betracht kommenden chinesischen archäologischen Literatur brachen sie am 1. Februar 1914 auf, bereisten zunächst das untere Huang-ho-Tal von Ho-nan (Lo-yang) ab und das Weï-Tal, also das Zentralgebiet des bestimmenden geschichtlichen Geschehens in China, und stiegen dann von Pao-ki hien aus über die Ketten des Ts'in ling hinab nach Ssĕ-tsch'uan. Sie durchstreiften, teilweise getrennt, die nordöstlichen Teile der großen Provinz, im Mai wurde die weitere Umgegend von Tsch'êng-tu abgesucht, im Juni fuhren sie auf dem Min-Fluß hinab nach Kia-ting und erreichten bald danach das nordwestlich gelegene Ya-tschou. Hier war der archäologische Teil der Reise zu Ende. Der zweite Teil sollte geographischen Zwecken dienen, und zwar sollte der Oberlauf des Yang-tsĕ oder, wie der Name jenes Stromteiles lautet, des Kin-scha kiang zwischen den Orten Batang und Li-kiang in der Bergwildnis des tibetischen Vorlandes erforscht werden. Die Reisenden begaben sich daher von Ya-tschou nach dem westlich gelegenen Ta-tsien-lu, fanden aber den Weiterweg nach Batang durch einen tibetischen Bandenkrieg gesperrt. Sie beschlossen deshalb, in das zu erforschende Gebiet vom Süden her einzudringen, und wandten sich von Ta-tsien-lu südwärts nach Ning-yuan in dem von Lo-lo-Stämmen bewohnten Kien-tsch'ang-Tale; von dort gelangten sie durch unbekanntes Bergland am 10. August nach Li-kiang. Hier erreichte sie die Nachricht vom Ausbruch des Krieges und zwang sie zu sofortiger Rückkehr. Sie reisten über Ta-li und Yün-nan schêng nach Hai-phong und von dort heimwärts.

Der Krieg machte eine Verarbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse der Reise unmöglich; 1916 erschien im Journal Asiatique ein „Premier exposé", das war zunächst alles. Segalen, der Arzt war, kehrte das Jahr darauf noch einmal nach China zurück, um bei der Aushebung chinesischer Arbeiter für die Alliierten tätig zu sein. Er benutzte die Zeit, um in der Umgegend von Nanking die Grabstätten der Herrscher der Südstaaten des 5. und 6. Jahrh. aufzunehmen, und hielt im Mai 1918 vor der Royal Asiatic Society (North-China Branch) in Schanghai einen Vortrag über die gesamte Reise, der im Jahrbuch der Gesellschaft mit mehreren Abbildungen veröffentlicht ist. Nach Frankreich zurückgekehrt, verlor Segalen im Mai 1919 durch einen Unglücksfall das Leben. Er war der Führer und die Seele des ganzen Unternehmens gewesen, hatte durch seine langjährigen Studien in China (er begann nach einer Vorbereitung in Paris 1909 dort seine Reisen und Arbeiten) umfassende archäologische, geschichtliche und sprachliche Kenntnisse erworben und hinterließ zwar seine Aufzeichnungen, aber keine fertige Ausarbeitung. So war sein Tod ein schwerer Verlust und schob

die Herausgabe der Reiseergebnisse noch weiter hinaus. Im Bull. de l'Ec. fr. d'Extr. Or. von 1922 wurde noch ein kurzer Bericht über Segalens Untersuchungen bei Nanking veröffentlicht, aber erst im folgenden Jahre, 1923, konnte der erste Teil der Tafeln mit einer kurzen Einleitung erscheinen, 1924 der zweite. 1935 folgte der erste Textband, der die Kunst in den Grabmalen der Han-Zeit behandelt, der zweite steht noch aus.

Ist aus den geographischen Zielen der Expedition nichts geworden, so sind doch die archäologischen Ergebnisse beträchtlich. Das Studium der hinterlassenen Denkmäler der alten Bildhauerkunst auf chinesischem Boden ist von der abendländischen Archäologie bis in die neueste Zeit arg vernachlässigt worden. Der zwingende Grund war die Unzugänglichkeit und schwere Auffindbarkeit der stark verfallenen Kunstwerke. Eine Untersuchung der Denkmäler selbst *in situ*, nicht bloß nach den — meist recht mangelhaften — literarischen Beschreibungen der Chinesen haben planmäßig erst B. Laufer und Chavannes begonnen, besonders dieser durch seine archäologische Studienreise in Nord-China i. J. 1907. Und auf Chavannes' Werk fußen ausgesprochenermaßen auch Segalen und seine beiden Gefährten. Sie wollten, was er begonnen, weiterführen, und ihre Arbeitsmethode war, wie sie selbst sagen, „unmittelbar eingegeben von der, die den Forschungen Eduard Chavannes' so fruchtbare Ergebnisse gesichert hat". Diese Methode bestand in der Durchsuchung des gesamten chinesischen Quellenmaterials vor Antritt der Reise, d. h. der allgemeinen und besonderen archäologischen Werke, der Provinz- und Lokal-Chroniken sowie der Kommentare zu den kanonischen Werken, soweit sie Denkmäler des Altertums berühren. Die Ergebnisse, wie sie in dem ersten Textbande dargestellt sind, verdienen, wie bemerkt, hohe Anerkennung.

Hatte Chavannes sich bei seinen Untersuchungen im wesentlichen auf Schan-tung und Ho-nan beschränken müssen, so konnten seine Nachfolger 1914 die ihrigen auf Schen-si und Ssĕ-tsch'uan ausdehnen. Hier bot sich ihnen reicher Stoff in den leider wohl gänzlich entleerten Kaisergräbern im Weï-Tale sowie in den Grabkammern, den reich dekorierten Pfeilern an den Grabstätten, den Felsengräbern, den Stein-Sarkophagen und den buddhistischen Skulpturen von Ssĕ-tsch'uan. Segalen hat dann später noch, wie erwähnt, die Tierfiguren an den Gräberstraßen der Kaiser, namentlich der Liang-Dynastie (6. Jahrh.), bei Nanking bearbeitet. Auch einige Grabhügel von dem alten Staate Wu (6. und 5. Jahrh. v. Chr.) sollen dort noch vorhanden gewesen sein (?).

Von hohem geschichtlichen Interesse sind die Feststellungen der Kaisergräber im Weï-Tale, die im 1. Kapitel beschrieben werden. Es handelt sich um die Grabstätten Schi huang-tis und der Han-Kaiser. Von den riesigen Anlagen sind nur die tumuli übrig geblieben, und auch diese bald nach dem Sturz der Dynastien ausgeplündert. Allerdings ist keiner der Hügel von den Franzosen geöffnet worden, wie ja bisher noch kein fremder Archäologe in die Kammern eines solchen tumulus hat eindringen können. Alle anderen durch seine Größenverhältnisse überragend ist der tumulus von Schi huang-ti, von dem uns Ssĕ-ma Ts'ien im 6. Kapitel seines Werkes eine so lebendige Schilderung hinterlassen hat. Die Schätze, die hier mit vergraben wurden, müssen danach ungeheuer gewesen sein; sollen doch alle Arbeiter, die jene Reichtümer und Kunstwerke in den Grabkammern beigesetzt hatten, mit in den unterirdischen Gang eingeschlossen worden sein, damit sie das Geheimnis nicht verraten könnten. Trotz allem wurde aber die Grabstätte bereits i. J. 206 v. Chr., vier Jahre nach dem Tode des Kaisers, von dem Rebellenführer Hiang Yü ausgeraubt (s. „Gesch. d. chines. Reiches" I, 259). Man bekommt einen Begriff von der Gewaltigkeit der Anlage, wenn man erfährt, daß die quadratische Basis, auf der sich der tumulus erhebt und die durch einen Wall und einen Graben abgeschlossen war, eine Seitenlänge von 350 m hat, und der tumulus in der Mitte eine Höhe von 50 m. Die Verf. berechnen danach den Flächeninhalt der ganzen Anlage auf 250 ha. Mit Recht heben sie auch hervor, daß es kennzeichnend ist für die Rückständigkeit unserer archäologischen Kenntnisse, wenn ein solches Monument, das durch die Angaben der Historiker durchaus bekannt war und dicht an der großen, am Wei-Fluß entlang nach Si-ngan führenden Straße liegt, erst i. J. 1914 entdeckt werden konnte. (Dagegen ist es nicht richtig, wenn die Verf. — S. 18 Anm. — behaupten, De Groot habe in seinem „Religious System of China" festzustellen versucht, wann der tumulus verschwunden sei. De Groot hat an den angegebenen Stellen nichts Derartiges versucht.) Die Gräber der Han-Kaiser und einiger Kaiserinnen sind teilweise mit Sicherheit, teilweise mit Wahrscheinlichkeit identifiziert worden; ob die Annahmen in jedem Falle zutreffen, muß ich dahingestellt sein lassen.

Das ganze 2. Kapitel ist dem Grabmal des berühmten Hunnensiegers Ho K'ü-ping (2. Jahrh. v. Chr.) gewidmet. Die bekannte Statue vor dem tumulus, ein ungesatteltes Pferd mit

einem darunterliegenden hunnischen Krieger, ist oft beschrieben worden, aber hier noch einmal eingehend untersucht (vgl. „Gesch. d. chin. R." I, 342f.).

Die folgenden Kapitel behandeln die Grabstätten von Ssĕ-tsch'uan aus der Zeit der Späteren Han-Dynastie, und zwar Kap. 3 bis 6 die Pfeiler (*k'üe* 闕) an den Eingängen der Anlagen, Kap. 7 die Statuen, meist von Tieren, die sich noch vor den Pfeilern paarweise gegenüberstehen, Kap. 8 die großen Tafeln mit Inschriften (Stelen), die sich zur Han-Zeit zuweilen, anscheinend nicht immer, vor den Opfer- oder Grabkammern befanden, Kap. 9 die bisher nur von Ssĕ-tsch'uan bekannten Felsengräber, die man anfänglich für Wohnungen nichtchinesischer Stämme gehalten hatte, die aber schon 1910 von Thomas Torrance in einem Aufsatz im Journal North-China Br. R. A. S. als das beschrieben wurden, was sie wirklich sind, chinesische Gräber. Die Verf. haben sie über ganz Ssĕ-tsch'uan verstreut gefunden. In Kap. 10 endlich werden einige gemauerte Grabgewölbe beschrieben, von denen zwei zufällig geöffnet waren, so daß sie von den Verf. auch innen besichtigt werden konnten. Auf diese Weise bekamen sie auch mehrere Steinsärge und Grabbeigaben zu Gesicht, wie sie aus Laufers „Chinese Pottery of the Han Dynasty" bekannt sind.

Der nun folgende dritte Teil des Textbandes, d. h. die Kapitel 11 bis 16, an Umfang fast doppelt so lang wie die beiden ersten Teile zusammengenommen, ist der wichtigste des Ganzen. Er zieht die Schlüsse aus den archäologischen Funden und der genauen Untersuchung aller Einzelheiten unter Zuhilfenahme des chinesischen Quellenmaterials und der europäischen Vorarbeiten. So gehen die „Études sur la Sépulture Chinoise à l'Époque des Han" weit über die Grenzen eines bloßen archäologischen Berichts hinaus und sind zu einer Abhandlung nicht bloß bautechnisch-kunstgeschichtlicher, sondern auch volkskundlich-religionswissenschaftlicher Art geworden. Die Verf. betonen gleich eingangs, daß die Zeit für eine abschließende Beschreibung der antiken Grabstätte als Ganzem noch nicht gekommen ist, weil hierfür noch weitere archäologische Grabungen nötig sind, daß man aber doch schon beträchtlich über die Darstellungen hinauskommen könne, die lediglich auf Grund literarischen Materials „ohne jede Kontrolle durch archäologische Betrachtung des Gegenstandes" entstanden seien. Das bezieht sich in erster Linie auf De Groots „Religious System of China" (die Verf. verallgemeinern gar zu sehr, wenn sie [S. 179] „Vol. I—III" des Werkes angeben; es handelt sich um einige Kapite des 3. Teiles vom 1. Buch), in dem archäolo gisches Material noch nicht berücksichtigt wer den konnte, dem aber auch früher schon Mange an Quellenkritik und an geschichtlichem Sinn vorgeworfen worden ist. Dabei sollte allerdings nicht vergessen werden, daß De Groot seine Aufgabe als eine rein ethnographische gefaßt hatte. Er wollte „die chinesische Religion darstellen, so wie sie wirklich vom Volke geübt wird, und weiterhin in ausgedehntem Umfange den Einfluß, den sie auf das häusliche und soziale Leben hat". Das ändert natürlich nichts daran, daß die jetzt vorliegende Studie über chinesische Bestattung, d. h. über die Grabanlage mit ihren einzelnen Teilen, dem tumulus der Grabkammer und ihren Gewölben, dem Bilder- und Inschriftenschmuck, den Grabbeigaben u. a., ferner über die Architektur und Skulptur der Grabbauten, die Riten und bestimmenden Vorstellungen bei der Beisetzung daß diese Studie unter voller Ausnutzung des gegenständlichen Materials, das ihre Verfasser selbst und deren Vorgänger herbeigeschafft haben, an anschaulicher Wirklichkeit und somit auch an richtigem Verstehen weit über das hinaus gelangen konnte, was vorher ohne solche Hilfe geboten worden ist. Ohne Chavannes „Sculpture sur pierre" und „Mission Archéologique", ohne Laufers „Pottery of the Han Dynasty" und „Grave Sculptures of the Han Period", ohne Volperts „Gräber und Steinskulpturen" (von den Verf. nicht erwähnt) u. a. wäre auch diese Abhandlung nicht möglich gewesen, aber sie hat das Vorhandene ganz wesentlich ergänzt und vertieft und wird eine sehr zuverlässige Grundlage für weitere Forschungen abgeben.

Eine Fülle von Fragen technischer, künstlerischer und vor allem volkskundlicher Art werden von den Verf. aufgeworfen und erhalten, wenn auch zuweilen nur hypothetische doch immer wohl durchdachte Erklärungen So konnte die Bedeutung der Pfeiler, oft des besten und künstlerisch wertvollsten Teiles der äußeren architektonischen Anlagen, als Wahrzeichen der Abgrenzung des Ganzen genauer erklärt werden, als es von Chavannes geschehen war. Die Deutung des *schên tao*, des „Geisterweges", an dessen Anfang die Pfeiler stehen als einer Straße, auf der sich die geistige Seele (*schên*) des Verstorbenen zu der zeitweiligen Wiedervereinigung mit der stofflichen Seele (*kueï*) begibt, scheint freilich etwas gesucht und zu wenig gestützt. Ebenso die neue Erklärung des so viel umstrittenen *t'ao-t'ie* als eines Ungeheuers, das in der Erde die Leichen frißt. Für diesen Fall wäre die Darstellung auf einem

chinesischen Grabe undenkbar; die Verf. selbst rücken denn auch von dieser Auffassung wieder ab (S. 228 Anm. 1). Bei dieser Gelegenheit sei verwiesen auf die neuen Deutungen von Karlgren („Some Fecundity Symbols in Ancient China" S. 41: „eine Drachen-Maske") und von H. G. Creel („On the Origins of the Manufacture and Decoration of Bronze in the Shang Period" S. 57ff.: eine bestimmte Art der Stilisierung verschiedener Tierformen). Beide Deutungen sind unbefriedigend. Was die Mitgabe lebender Personen in das Grab bei der Bestattung betrifft, so bin ich überzeugt, daß es trotz aller Proteste der chinesischen Literaten eine uralte Sitte mittel- und ostasiatischer Völker, auch der Chinesen, gewesen ist, die sich in mannigfacher, auch verschleierter Form bis in die Neuzeit sporadisch erhalten hat. Das zeigt u. a. der Aufsatz von W. Fuchs, „Der Tod der Kaiserin Abahai i. J. 1626. Ein Beitrag zur Frage des Opfertodes bei den Mandju" (Monumenta Serica I, 71ff.). Sehr lehrreich sind die Folgerungen, die von den Verf. mit unbestreitbarem Recht aus verschiedenen Darstellungen auf den Pfeilern in Ssĕ-tsch'uan hinsichtlich der Verkehrsmittel des Landes zur Han-Zeit sowie verschiedener Gewerbe wie Jagd, Fischerei u. a. gezogen werden. Manche kluge Bemerkung enthält auch die Einleitung des Textbandes. So zeugen die Ausführungen über die Rangordnung der Künste bei den Chinesen, die, umgekehrt wie im Abendlande, mit der Kalligraphie und der Malerei beginnt und mit der Plastik und Architektur als den untersten Fertigkeiten endet, ja diese überhaupt nur gelten läßt, insofern sie durch Inschriften, Anlagepläne u. a. Träger der Literatur werden, von einem feinen Verständnis der chinesischen Seele. Scharf weisen aber die Verf. den Gedanken ab, daß die chinesische Architektur ihre Formen von Indien oder Persien erhalten haben könnte, wie wohl behauptet worden ist; selbst für Ssĕ-tsch'uan halten sie das Eindringen indischer Einflüsse für unwahrscheinlich, solange nicht sichere Beweise dafür vorliegen. Für die plastischen Künste ist der graeco-buddhistische Einfluß natürlich nicht zu leugnen, aber „die Invasion der heiligen Bildnisse traf auf ein Land, das seine schöpferische Kraft bereits geübt und Scharen von Handwerkern hervorgebracht hatte und das daher nur an der Oberfläche berührt werden konnte". „Das Gandharische verlor sich bald in Wiederholungen, und die bodenständige Kunst trat wieder hervor." „Die Kunst der Han", so schließen die Verf. ihre letzten Betrachtungen, „ist wert, daß man sich zunächst dem hingibt, was sie ist: so betrachtet, enthüllt sie sich als der festeste Block, der jemals von menschlichen Händen unter der Sonne des Fernen Ostens geformt worden ist." Es ist ein inhaltreiches, bedeutungsvolles Werk, das die Verf. geschaffen haben, würdig ihres Vorgängers Chavannes, dessen Andenken es gewidmet ist. Möchte seine Vollendung nicht neuen Hindernissen begegnen.

Tun Li-Ch'en: Annual Customs and Festivals in Peking as recorded in the Yen-ching Sui-shih-chi. Transl. and annotated by Derk Bodde. Peiping: Henri Vetch; Leipzig: Harrassowitz 1936. (XXII, 147 S., 6 Taf. [2 farb.], 28 Textabb., 1 Kte.) gr. 8°. RM 10.50. Bespr. von W. Eberhard, Leipzig.

Das Werk des Tun Li-ch'en ist um die Jahrhundertwende geschrieben und ist eines der nicht wenigen volkskundlichen chinesischen Bücher, die die Bräuche der Heimat nach dem Jahreslauf schildern. Es bringt vor allem das, was zur Zeit des Autors noch lebendig war, belegt diese Bräuche dann aber meist noch für di Veergangenheit, wobei es sich an die anderen, älteren Schilderungen der Bräuche Pekings anschließt. Das Buch verdient wohl übersetzt zu werden. Der Übersetzer wendet sich vorwiegend an die, die in Peking selbst das Brauchtum miterleben und verstehen wollen. Da seine Übersetzung also vor allem für praktische Zwecke und für den Laien bestimmt ist, müssen für den Wissenschaftler manche Wünsche offen bleiben, deren Erfüllung ihm den Wert der Übersetzung noch gehoben hätte. So sind außer einigen unbedeutenden Textstellen und Steleninschriften vor allem alle eingestreuten Gedichte nicht mit übersetzt worden. Diese sind volkskundlich durch ihren Inhalt oft ganz interessant. Ich könnte mir auch denken, daß der Nichtfachmann Freude an ihnen haben würde, zumal viele Gedichte des Kaisers Ch'ienlung darunter sind, von dessen Dichtertätigkeit man wohl viel gehört hat, von dem aber wenig in Übersetzung für den Nichtfachmann bekannt gegeben ist. Seine Gedichte sind oft nicht übel und oft auch nicht schwer wiederzugeben. Ein stärkeres Heranziehen der Literatur, besonders des (vom Übersetzer auch benutzten) Buches von Grube über die Pekinger Volkskunde, wäre uns wichtig gewesen. Man ist immer wieder erstaunt, wie außerordentlich genau und vollständig Grube in seiner Schilderung der Bräuche Pekings ist; selbst heute noch scheint er mir unerreicht. Diese Wünsche aber lagen nicht im Rahmen dessen, was Übersetzer und Verleger wollten. Sie haben uns ein Buch gegeben, das sehr gut ausgestattet ist und das jeder Freund Pekings gern zur Hand nehmen wird, das zudem die immer noch sehr geringe volkskundliche Literatur über China erfreulich be-

reichert. Hoffentlich werden weitere ähnliche Bücher, besonders etwa das Ch'ing-chia-lu, das einmal mittelchinesische Sitten (aus Su-chou) schildert, ähnlich zugänglich gemacht. — S. 28 hielte ich statt „equal of heaven" für T'ien-ch'i 天齊 die Übersetzung „Nabel des Himmels" mit Bezug auf die Ersterwähnung im Schih-chi und Han-shu für besser. S. 62 halte ich die Übersetzung „stilt walking" für yang-ko 秧歌 für zu eng, besser „plantation songs", da die Vorführung der Volksstücke nicht notwendig mit Stelzenlaufen verbunden ist.

Jaspersen, J.: Do Mau. Arbeit und Abenteuer eines deutschen Chinakaufmanns. Leipzig: E. A. Seemann [1936]. (VII, 284 S.) 8°. Geb. RM 5 —. Bespr. von Wolfgang Franke, Berlin.

Arbeit und Abenteuer eines deutschen Chinakaufmanns — einen besseren und geeigneteren Titel hätte der Verf. für seine Lebensbeschreibung nicht wählen können. Nach einigen einleitenden Kapiteln über Jugend und kaufmännische Lehrzeit in Europa schildert der Verf. seine Tätigkeit in China, erst als Angestellter bei verschiedenen Firmen in Tientsin und Schanghai, später als Inhaber eines eigenen Geschäfts mit dem chinesischen Namen Do Mau (Dö-mau) in Niu-dschuang. Eingehend und anschaulich geschildert ist das Leben der europäischen Kaufleute in China mit all den Schwierigkeiten und Hemmnissen, die sich dort insbesondere dem selbständigen Unternehmer entgegenstellten. Leider wird — wie der Verf. auf S. 46 schreibt — oftmals das „Urteil über das geistige Niveau der jungen Kulturträger vielleicht recht vernichtend ausfallen". Unterhaltend und abwechslungsreich sind ferner die Erlebnisse des Verf. bei den Boxerunruhen 1900, bei der Belagerung von Tsingtau und in japanischer Gefangenschaft, bei seinen oft abenteuerlichen Geschäftsreisen in der Mandschurei und bei seinen Reit- und Jagdunternehmungen ins Innere des Landes. Über China und die Chinesen erfahren wir in dem Buche nicht allzu viel; der Verf. — wie wohl sehr viele Chinakaufleute — scheint diesen auch nur soweit Interesse entgegengebracht zu haben, als er notwendigerweise im täglichen privaten und geschäftlichen Leben mit der einheimischen Bevölkerung in Berührung kam.

Um auf einige kleine, belanglose sachliche Einzelheiten zu kommen, so ist z. B. japanisch „Bushido" nicht die Bezeichnung einer Person, wie der Verf. auf S. 185 anzunehmen scheint, sondern es heißt wörtlich „Weg des Samurai", das bedeutet frei wiedergegeben etwa das sittliche Prinzip oder die Ethik des japanischen Rittertums. Die Umschreibung der chinesischen Namen und Ausdrücke richtet sich teils nach einem ganz veralteten, rein englischen System (z. B. *Ma foo* für *Ma fu*, S. 114; oder *Newchwang* für *Niu-dschuang*), von dem sich heute auch die meisten Engländer abgewandt haben; teilweise ist sie auch gänzlich inkonsequent, indem für die gleichen Lautwerte bei verschiedenen Worten ganz verschiedene Umschreibungen gebraucht werden. Wenn das Ziel einer einheitlichen Umschrift des Chinesischen für die ganze Welt, ja selbst nur für Deutschland allein auch noch in weiter Ferne liegt, so wäre es doch wünschenswert, wenn in einem Werke wenigstens eine bestimmte Umschrift konsequent durchgeführt würde. Falls die Kenntnisse des betreffenden Verfassers in der chinesischen Sprache hierfür nicht ausreichen sollten, so gibt es genug Stellen in Deutschland (z. B. die sinologischen Seminare der verschiedenen Universitäten), die hierbei raten und helfen würden.

Sicher wird das Buch von Jaspersen unter denen, die sich für das Leben der deutschen Kaufleute in Ostasien interessieren, zahlreiche Leser finden.

Colani, Madeleine: Mégalithes du Haut-Laos (Hua Pan, Tran Ninh). I. (271 S., 69 Taf., 147 Abb.); II. (308 S. u. Taf. 70—102, 2 farb. Taf., Abb. 148—233.) 4° = Publications de l'École française d'Extrême-Orient. Paris: Les Éditions d'Art et d'Histoire 1935. 300 Fr. Bespr. von Charles Robequain, Rennes.

Mademoiselle Mad. Colani, bien connue par ses travaux sur la préhistoire indochinoise, a étudié de 1931 à 1933 de nombreux groupes de mégalithes situés dans le Laos oriental, dans les provinces des Hua Pan et du Tran Ninh: régions montagneuses et boisées, au peuplement très clairsemé, où plusieurs sommets dépassent 2.000 mètres. Elle présente le résultat de ses travaux dans deux volumes des Publications de l'École Française d'Extrême-Orient. Les faits et les idées exposés gagneraient souvent à être mieux ordonnés, la rédaction à être moins prolixe; les redites sont fréquentes, la pensée de l'auteur apparaît parfois hésitante; mais le texte est éclairé par une illustration remarquable et abondante, des cartes permettent la localisation des monuments, les planches photographiques, les figures précises et les dessins cotés ont été multipliés, des tableaux synthétiques et des index facilitent la recherche du lecteur.

Il faut distinguer deux ensembles de mégalithes: menhirs des Hua Pan, jarres du Tran Ninh.

Les menhirs des Hua Pan avaient été signalés par quelques voyageurs dans le Sud

de cette province. Ils forment trois groupes principaux, situés à 1200—1300 mètres d'altitude; celui de San Khong Phan était presque submergé par les hautes graminées de la savane; la plupart se trouvent au bord d'un sentier, mais certains sont en pleine forêt. Les menhirs sont généralement des lames de micaschistes minces et étroites, fichées dans le sol; la roche se trouvait sur place; les plus hauts mesurent 3 mètres 50. Leurs rangées sont orientées au hasard, la plus haute pierre se trouvant au milieu. Ce sont là presque toujours des nécropoles: encore aujourd'hui, certains indigènes des montagnes du Thanh Hoa (Nord-Annam) disposent, en cromlechs, des lames de schiste autour de leurs tombes. Cependant ils pourraient avoir parfois une autre signification, commémorer par exemple un fait important, un évènement heureux. Parmi ces menhirs sont creusées des fosses funéraires couvertes par un grand disque de pierre, et où l'on descend par une ouverture verticale et étroite. Certaines renferment des coupes très grossières, quelques bracelets de bronze, de rares fragments de dents et d'ossements humains. En outre le sol a livré en abondance des tessons de céramique, et des pendeloques de pierre à décoration stellaire qui étaient sans doute des parures corporelles. De l'aveu même de l'auteur, l'étude des menhirs des Hua Pan reste très incomplète, mais ces trouvailles trahissent une culture encore bien peu évoluée, qui ignorait peut-être le fer, et qui est sans doute antérieure à celle des jarres du Tran Ninh, province située au Sud des Hua Pan.

Les jarres sont plus célèbres. Leurs majestueuses assemblées intriguent depuis longtemps les Européens qui traversent le plateau du Tran Ninh et ses boisements de pins. Leurs principaux groupements sont dans les environs de Xieng Khouang, chef-lieu de la province: c'est là que se trouve en particulier le groupement de Ban Ang, dans la Plaine des Jarres, à 1100 mètres d'altitude; il comprend, disposés sans ordre, plus de 200 de ces monolithes. Les „jarres" sont en réalité des sortes de tonneaux de pierre, à section elliptique, hauts de 3 mètres au maximum. La plupart ont été taillées dans un grès grossier et tendre qu'on trouve sur place; leurs parois ne comportent pas plus d'ornements que d'inscriptions, malgré la facilité du travail dans cette roche. Les plus grandes jarres pèsent plus de 14 tonnes, et certaines, parfois façonnées avec plus de soin, devaient être destinées aux cadavres des chefs. Il parait impossible qu'elles aient servi à abriter des provisions, grains, alcool, ou à conserver de l'eau, comme le répètent avec insistance les indigènes. En réalité, les champs d'urnes du Tran Ninh étaient aussi des nécropoles. Dans la Plaine des Jarres s'élève un rocher percé d'une grotte où abondent les traces d'incinérations humaines. Plusieurs des jarres renfermaient elles-mêmes des débris d'os calcinés; beaucoup ont été brisées et, semble-t-il, vidées de leur contenu par des pillards: d'ailleurs bien souvent, les ossements ont pu se désagréger entièrement, sans laisser de traces; il n'est point certain cependant que tous les corps aient été brûlés.

De nombreux objets ont été recueillis dans le sol, au pied des jarres: c'étaient sans aucun doute des offrandes aux morts. La céramique prédomine: tessons ou vases entiers, façonnés à la main, qui se brisent dès qu'on les dégage; la moins grossière de ces poteries, celle de Thao Kham, présente une décoration homogène, composée soit de lignes droites, soit de lignes courbes dessinant des ondes, soit encore de lignes brisées à angles très aigus, tracées au moyen de points ou de traits interrompus. Cette céramique devait être fabriquée sur place, tandis que les perles de verre et de cornaline trouvées aussi autour des jarres étaient très probablement importées. Les seules traces d'un art réaliste sont de très rares représentations, sur des disques ou des calottes de pierre, en ronde-bosse, de quadrupèdes indéterminés: art sommaire et très grossier; aucun trait n'est modelé. Les instruments de pierre polie sont très peu nombreux: quelques haches à section quadrangulaire („Vierkantbeil"), des pendeloques, des fragments d'anneaux. Le métal est représenté par des bijoux de bronze: bracelets et pendants d'oreille constitués par des tiges à enroulement hélicoïdal, grelots ornés en imitation de filigrane. En outre on rencontre partout le fer façonné; les urnes elles-mêmes semblent avoir été taillées avec un instrument de métal, qui n'a pas été retrouvé.

Ainsi l'auteur croit pouvoir dire que la civilisation des jarres du Tran Ninh appartient à l'âge du fer; elle serait postérieure au néolithique, époque à laquelle ces plateaux laotiens étaient pourtant déjà habités, comme le prouve la découverte de nombreuses haches à tenon („Schulterbeil") récoltées un peu au hasard dans la région. Mais on ne peut déterminer avec précision la place chronologique de cette civilisation: elle ne paraît pas être plus ancienne que le Ier siècle ap. J. C., elle est peut-être plus récente.

La présence de ces mégalithes pose des problèmes qui sont loin d'être résolus. Les montagnes et les plateaux des Hua Pan et du

Tran Ninh sont aujourd'hui peuplés par divers groupes humains: des Kha qu'on rattache généralement aux Indonésiens et qu'on dit autochtones, des Thai qui sont les plus nombreux, des Méo venus du Nord depuis le XVIII[e] s. Au total, il y a à peine 5 habitants au km². Dès avant l'occupation française, ce haut pays n'avait plus aucun rayonnement, sa domination se trouvait disputée entre les royaumes laotiens du Mékong (Luang Prabang et Vientiane) et les empereurs annamites qui résidaient dans les deltas orientaux de l'Indochine (Tonkin et Annam). Quel peuple tailla et érigea ces lourdes pierres? Elles sont les témoignages d'un dur labeur, qui suppose une forte organisation sociale et une population plus abondante, moins indolente que celle d'aujourd'hui. Les champs devaient être alors étendus; il y avait sans doute dans la Plaine des Jarres des villages assez gros, peut-être même une ville, si l'on en croit la tradition indigène; ainsi expliquerait-on le déboisement et que cette cuvette ne présente plus aujourd'hui qu'un paysage de savane parsemée de bosquets de pins. La prospérité de la région était sans doute favorisée par le commerce. S'il n'y a pas d'indication utile à tirer de l'orientation des rangées de mégalithes qui est très variable, ils se trouvent généralement le long de sentiers qui devaient être très suivis par les porteurs de sel. Il y a en effet à l'Ouest de ces pays une bande salifère qui monte vers le Nord jusqu'au Yunnan au moins: le chlorure de sodium est encore exploité aujourd'hui par évaporation de l'eau des nappes souterraines. Plusieurs gisements de fer sont signalés au Tran Ninh: on pouvait troquer le sel contre ce métal. Ainsi comprendrait-on peut-être que, dans l'imagination des indigènes actuels, les mégalithes soient liés au passage de nombreuses caravanes, qu'ils aient été des entrepôts et des réserves de vivres.

Peut-on rapprocher de témoignages trouvés ailleurs cette civilisation du Haut Laos? Les références, les citations abondent dans le texte de Mademoiselle Colani. Il faut retenir surtout les comparaisons qu'elle fait avec Sumatra, Célèbes, et l'Assam. Dans le Sud de Sumatra (Pasemah), le Dr. Van der Hoop a étudié des mégalithes datant d'environ 2000 ans, antérieurs à l'influence hindoue dans cette île; mais la sculpture y est déjà plus habile et bien plus répandue: les représentations d'hommes, de buffles, d'éléphants, etc., y sont très nombreuses; les débris de bronze sont aussi le produit d'une industrie plus évoluée. A Célèbes, dans le pays des Toradja occidentaux, Kruyt a décrit de vraies jarres; malheureusement les documents manquent encore pour comparer les céramiques de l'Insulinde à celle du Laos. Enfin en 1928, MM. J. P. Mills et J. H. Hutton ont trouvé dans le Cachar septentrional (Assam) des groupes de jarres dont certaines présentent beaucoup d'affinités avec celles du Tran Ninh: ce seraient à leur avis des témoignages d'un culte phallique, mais aucune fouille n'a été pratiquée dans le sol.

Afrikanistik.

Meinhof, C., u. A. N. **Tucker: Xhosa in Südafrika.** Leipzig: O. Harrassowitz in Komm. 1936. (24 S. gr. 8° = Lautbibliothek. Texte zu den Sprachplatten des Instituts f. Lautforschung a. d. Universität Berlin, hrsg. v. D. Westermann, Nr. 42. RM 1.80. Bespr. von Emmi Meyer, Hamburg.

Während des Weltkrieges wurden in den deutschen Kriegsgefangenenlagern durch eine Sprachkommission Aufnahmen der verschiedensten Idiome gemacht. Gesprochene und gesungene Texte wurden auf Platten aufgenommen, die sich jetzt im Archiv des Instituts für Lautforschung an der Universität Berlin befinden. Die Texte werden, soweit es sich um gelungene Aufnahmen handelt, nach und nach bearbeitet und in der Lautbibliothek herausgegeben. Das Xhosa (Kafir), das im Osten der Kapprovinz gesprochen wird, wurde seinerzeit von Herrn Prof. Meinhof aufgenommen. Es handelt sich bei der nunmehr vorliegenden Publikation um drei Platten mit Gesängen, einem gesprochenen, zusammenhängenden Text, den Zahlwörtern und einigen einzelnen Wörtern. A. N. Tucker hat sie mit viel Mühe und Sorgfalt bearbeitet und auch allgemeine und phonetische Bemerkungen über das Xhosa vorangeschickt. Zur weiteren Orientierung über diese Sprache sei auf die bereits recht umfangreiche Zulu-Xhosa-Literatur verwiesen; die Lautlehre des Xhosa wurde 1905 von Meinhof in der ZDMG veröffentlicht.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Revue des Arts Asiatiques (Annales du Musée Guimet) 9 1935:

1 1—8 G. Marçais, Plafonds peints de Kairouan (Analyse dekorativer Motive der Malereien in der großen Moschee von K. aus dem 9. Jahrh. und ihre Herkunft aus syrischer Omajjadenkunst des 7. Jahrh. — 9—26 O. Janse, L'empire des steppes et les relations entre l'Europe et l'Extrême Orient dans l'Antiquité. — 27—39 E. de Lorey, L'école de Tabriz, l'Islam aux prises avec la Chine (die Auseinander-

setzung der persisch-muslimischen Malerei mit den chinesischen Stileinflüssen der Mongolenzeit). — 40—53 G. de Coral Rémusat, L'activité archéologique dans les trois Indes [Inde, Insulinde, Indochine] (Bericht über neue Ausgrabungen und Epigraphisches). — 54—6 Comptes rendus, Bibliographie: *L. Binyon, The Spirit of Man in Asian Art. — *R. Pfister, Textiles de Palmyre. — *R. Pfister, Teinture et Alchimie dans l'Orient hellenistique. — *W. N. Brown, A Descriptive & illustrated catalogue of Miniature Paintings of the Jaina Kalpasûtra. — *G. Tucci & E. Ghersi, Cronaca della missione scientifica Tucci nel Tibet occidentale. — *O. Schneid, Das chinesische Vordergrundbild, Tier- und Pflanzenmalerei Ostasiens. — *Tran van Giap, Le Bouddhisme en Annam des origines au XIII. siècle.

2 57—62 A. Steinmann de Prez, Faune et Flore dans les bas-relief Javanais (botanische und zoolog. Bestimmung der dort vorkommenden Gewächse u. Tiere). — 63—75 P. Dupont, Art Dvâravatî et Art khmèr, les Bouddhas debout de l'époque Bayon (der stehende Buddhatyp von Pràh Khân d'Angkor [Ende 13. Jahrh.] erinnert an Vorderindisches [Pāla] und läßt sich nicht aus der vorhergehenden Khmerkunst herleiten, er ist aus der buddhist. Stiltradition von Dvâravatî [Siam] abzuleiten. — 76—94 H. Marchal, Notes sur l'art Khmèr à son apogée (über die Entwicklung der originalen Klassizität des Khmerstils aus den Anfängen eines von Vorderindien abhängigen Kolonialstils). — 85—95 P. J. Willekes Macdonald, Brah Boudour (Rekonstruktion der ursprüngl. Form des Boro Budur mit einem quadratischen Tempel im Zentrum, in Anlehnung an verwandte javan. u. hinterind. Typen). — 96—112 Chroniques et notes: H. G. Creel, les récents progrès de l'archéologie en Chine; E. Salin, Figurations animales analogues sur un vase chinois d'époque Tscheou et sur des objets de notre haut moyen âge (bouton de scramasaxe, plaque-boucle, fibule). — 113—8 Comptes rendus, Bibliographie: *H. Ritter, J. Ruska, F. Sarre, R. Winderlich, Orientalische Steinbücher und persische Fayencetechnik. — *H. Zimmer, Indische Sphären. — *G. Combaz, L'évolution du stûpa en Asie; Contributions nouvelles, vue d'ensemble. — *G. Tucci, Indo-Tibetica I „mC'od-rten" e „ts'a-ts'a" nel Tibet indiano ed occidentale (J. Bacot). — *P. Dupont, Musée Guimet, Catalogue (P. Lévy). — *L. Reidemeister, Ming-Porzellane in schwed. Sammlungen (D. Lion-Goldschmidt). — *G. Margouliès, Petit précis de grammaire chinoise écrite. — *W. F. Stutterheim, Indian influence in Old-Balinese Art (J. Bacot).

3 121—3 Nécrologie: H. Maspero, Louis Finot, P. Pelliot, Géry van Oest. — 125—43 J. Hackin, Recherches archéologiques en Asie Centrale 1931 (Bericht über archäol. Studien in Chines.-Turkestan, speziell in Bäzäklik, Höhle 27, 29, 3, 25, 40). — 144—53 O. Jansé, Rapport préliminaire d'une mission archéologique en Indochine (Chines. Gräber der Tang- und Sungzeit in Dong-son [Thanhhoa] in Nord-Annam). — 154—7 R. J. Paine, Hsia Kuei und Motonobu (M.s ‚Mori'-Landschaften folgen dem Vorbild Hsia Kuei's in seiner Landschaftsbildrolle, Sammlung Asano). — 158—64 G. de Coral Rémusat, Quelques notes sur l'évolution du pilastre dans l'art d'Angkor (die Entwicklung des dekorativen Schmucks an Khmertempeln des IX/XIII. Jahrh.). — 165—7 J. Przyluski, Sur deux miroirs de bronze (Bronzespiegel aus Dongson in Nordannam mit kosmologischem Relief; chines. und buddhist. indische Kosmographie scheinen von einem maritimen, südasiatischen Weltbildschema beeinflußt).

4 169—78 Sir P. David, The Chinese exhibition (einführende Lekture in der Royal Society Nov. 35, mit Übersicht über wichtigste Stücke u. Bestände). — 179—89 A. Leroi-Gourhan, L'art animalier dans les bronzes chinois (Tierornamente auf Bronzen der Tscheou- u. Hanzeit — T'ao-tie und Kuei-motive — in ihrer Entwicklung und Beziehung zum indischen Makara und böotischen und korinthischen Vasenornamenten des 5. Jahrh. v. Chr.). — 190—208 J. Stchoukine, Portraits Moghols IV., La collection du baron M. de Rothschild (XVI./XVIII. Jahrh. speziell aus der klass. Epoche von Jahângîr und Shâh Jahân). — 209—17 O. Jansé, Rapport préliminaire d'une mission archéologique en Indochine II (chines. Grabkammern in Tonkin). — 218—24 M. Rutten, Scènes de musique et de danse (Reliefs und Kleinplastik aus der vorderasiat. Abt. des Louvre mit Musikinstrumenten (Tympanon, balaggou, halhallatou, pelaggâ, Flöten, Harfe, Cithara, Psalterion) aus Sumer, Akkad, Syrien, Eshnouna, Susa und Tanzszenen). — 225—7 G. Coedès, Une scène du Mahâbhârata figurée sur un fronton de Bantay Srei (der Keulenkampf Bhîma's mit Duryodhana mit Bhîma's 4 Brüdern und Krischna und Balarâma als Zeugen). — 228—34 Jeannine Auboyer, L'influence chinoise sur le paysage dans la peinture de l'Orient et dans la sculpture de l'Insulinde (Bergschema chines. Malerei in tibet. u. zentralasiatischer Malerei, persischen Miniaturen und javanischen Reliefs). — 235—8 Bibliographie: *M. A. Oglu, Persian Bookbindings of the XV. Century. — *C. J. Lamm, Glass from Iran in the National Museum, Stockholm. — *A. K. Coomaraswamy, Elements of Buddhist Iconography. — *R. Chanda, Medieval Indian Sculpture in the British Museum. — *Chinese Art, ed. by L. Ashton (zus. mit L. Binyon, R. L. Hobson, A. J. Koop, U. Pope-Henessy: Katalog zur Chinese Exhibition, London 1935/36). — *A. Silcock, Introduction to Chinese Art. — *G. Ecke & P. Demiéville, The Twin Pagodas of Zayton. — *I. V. Pouzyna, La Chine, l'Italie et les débuts de la Renaissance. — *W. H. Wells, Perspective in Early Chinese Painting (Jean Bacot).

10 1936:

1 1—16 R. Pfister, Matériaux pour servir au classement des textiles égyptiens postérieurs à la conquête arabe (Herkunft des lac-dye, seine Rolle in ägypt. Textilien seit Einbruch der Araber u. a. auf spätkoptischen Gobelins aus der Frühzeit arab. Herrschaft in Ägypten). — 17—22 H. G. Creel, Notes on Shang Bronzes in the Burlington House Exhibition (krit. Bemerkungen zur Bestimmung einzelner Stücke im Katalog der Ausstellung). — 23—6 R. Ghirshman, Notes sur les peuples et l'art de l'Iran préhistorique (an Hand keramischer Funde französ. Grabungen in Giyan und Sialk 1933/34). — 37—41 R. Dalet, Notes sur les stèles en édifice avec personnages dans les baies (cambodgian. Miniaturvotivgebäude mit teils buddhist., teils hinduist. Figuren auf den Seiten). — 42—52 O. Jansé, Rapport préliminaire d'une mission archéologique en Indochine III—V (neolith. u. sino-annamitische Grabfunde, Tang- und Sunggräber bei Dong-son, Nordannam). — 53—62 G. de Coral Rémusat, Chronique, l'activité archéologique dans les trois Indes. — 62—4 Bibliographie: *J. Hackin, le site archéologique de Bâmiyân. — *M. S. Dimand, Islamic pottery of the New East. — *G. Duthuit, Mystique chinoise et peinture moderne (J. Bacot).

2 65—72 J. Hackin, Recherches archéologiques en Asie Centrale (Bäzäklik, Grotte 37 u. 6, Murtuq, Grotte 3 u. 4). — 73—85 R. Pfister, Matériaux pour

servir au classement des textiles égyptiens postérieures à la conquête arabe (über die Verwendung von lac-dye, mang-koudou, Baumwolle u. Seide in ägypt. Geweben). — 86—91 Ph. Ackerman, A gold-woven Byzantine silk of the tenth century (zur syrischen Herkunft byzantin. Seidenweberei). — 92—6 J. Stchoukine, Un Gulistan illustré par des artistes timurides (Beschreibung eines illustr. Gulistan v. Ende d. 15. Jahrh. aus d. Moghulbibliothek in Delhi, jetzt Samml. Rothschild, Paris). — 97—106 P. Dupont, La statuaire en ronde-bosse dans l'Asie du sud-est (Relief- und Freiformen bei steinernen Stehfiguren vorder- u. hinterindischer Plastik). — Chroniques: 107—9 A. Salmony, L'exposition d'art japonais de Mills College, California (Bericht). — 110—2 C. Marcel-Dubois, A propos de „Scènes de musique et de danse" (Richtigstellungen zum Artikel von M. Rutten R.A.As. 9, S. 218). — Comptes rendus, Bibliographie: *Jean Lartigue, L'art funéraire à l'époque des Han (Jean Bacot). — *A. Herrmann, Atlas of China. — *N. Matsudaira, Les fêtes saisonnières du Japon. H. Zimmer.

Revue des Études Islamiques 9 1935 (ausgegeben 1935 und 1936):
1 1—38 P. Marty, L'année liturgique musulmane à Tunis (Schilderung der religiösen Gebräuche im Verlauf des muhammedanischen Jahres). — 39—73 J. Beyries, Questions Mauritaniennes (1. Unterricht und Schulsitten in den Koranschulen und beim höheren Studium; 2. Über die mystische Brüderschaft der Ghoudf: Geschichte, mystische Übungen, malāmatī-artige Praktiken; materielle Organisation). — 75—86 L. Bercher, Analyse de la Brochure intitulée „Sentence des Grands Ulémas" (d'Al Azhar) sur le livre „L'Islam et les bases du pouvoir" (die Schrift selbst ist von L. Bercher in den Jahrgängen 1933 und 1934 übersetzt worden). — 87—96 P. Rondot, L'adoption des caractères latins et le mouvement culturel chez les Kurdes de l'U.R.S.S. — 97—103 N. Danişman, Transcription de l'alphabet arabe (Verzicht auf alle diakritischen Zeichen, dafür Modifikationen der gebräuchlichen Typen).
2 105—77 H. R. Idris, Contribution à l'histoire de l'Ifrikiya (Tableau de la vie intellectuelle et administrative à Kairouan sous les Aġlabites et les Fatimides d'après le Riyāḍ En Nufūs de Abū Bakr El Mālikī; Brockelmann I, 138). — 179—86 Aziz Bey Hanki, Effet de la divergence de pays sur le droit à la succession dans la loi islamique ou „L'ikhtilaf-el Dar" (zwischen Ägypten als islamischem Staat und den befreundeten Ländern besteht kein Iḫtilāf ad-dār; trotz des Bestehens einer einheitlichen Rechtsprechung in diesem Sinn wird die Einführung der šāfi'itisch-mālikitischen Lehre, die dieses Erbrechtshindernis nicht kennt, vorgeschlagen). — 187—94 J. Chombart de Lauwe, Tableau des Syndicats indigènes d'Algérie et de Tunisie (statistische Zusammenstellung). — 195—200 T. Lewicki, Le culte du Bélier dans la Tunisie musulmane (aus Anlaß einer Stelle des *Kitāb as-sijar* des aš-Šammāḫī).
3 201—30 M. Mutafarrij, Analytische Übersetzung von Ṭāhir al-Ḥaddād, „Notre femme dans la loi et dans la société" (vgl. Oriente Moderno XI, 39ff.). — 231—48 A. N. Poliak, Le caractère colonial de l'État mamelouk dans ses rapports avec la Horde d'Or (der ägyptische Mamlukenstaat ein Kolonialreich der Lehnsherrn und Händler am Schwarzen Meere, ähnlich wie die Kreuzfahrerstaaten im Verhältnis zu Westeuropa; u. a. auch über die *Siyāsa*, das „weltliche Gesetz" des mamlukischen Staates, den türkischen Dialekt der Mamluken, die Grundprinzipien des mamlukischen Lehnswesens). — 249—71 A. Zeki Validi, Considérations sur la collaboration scientifique entre l'Orient islamique et l'Europe (bisherige Geschichte des wissenschaftlichen westlichen Geistes im islamischen Orient, vor allem bei den Türkvölkern; Vorschläge für die Zukunft). — 273—305 H. R. Idris, Contribution à l'histoire de l'Ifrikiya (Forts.). — 307—11 B. Nikitine, Le système monétaire et bancaire en Syrie, d'après M. Sa'id-b-Himadeh (über das Werk *Monetary and Banking System of Syria*).
4 313—92 Paul Kraus et Henri Charles, Abstracta Islamica: sections II, III, IV, VI de la cinquième série (Philosophie et Kalâm, Linguistique et pédagogie, Sociologie et ethnologie, Arts et archéologie). — 393—8 Communication: Séances et travaux de l'Institut des Études Islamiques à la Sorbonne en 1932—1935. — 399—410 G.-H. Bousquet, Notes sur les réformes de l'Islam albanais (Organisation der albanesischen Muhammedaner; juristische Reformen: neue Gesetzbücher nach europäischem Muster; Anwendung der Reformen; Schlüsse: sie eilen dem gegenwärtigen Stande der Entwicklung voraus; nach Rußland und der Türkei hat Albanien als dritter Staat das islamische Recht vollständig abgeschafft, von den Verhältnissen begünstigt). — 411—8 H. Massé, Le dévoilement des Iraniennes (neue Dokumente). J. Schacht.

Revue internationale des Etudes Balkaniques 1 1934/35:
1 1—28 M. Budimir u. P. Skok, But et signification des études balkaniques (gegen den romantisme balkanique turcophobe, für stärkere Pflege der Turkologie auf den Balkanhochschulen). — 34—45 S. S. Bobčev, Quelques remarques sur le droit coutumier bulgare pendant l'époque de la domination ottomane (Respektierung des Gewohnheitsrechts durch die Türken; Ersatz des slav. Terminus *običaj* durch den türk. **âdet**). — 46—64 N. Jokl, Zur Lehre von den alb.-griech. Teilgleichungen. — 65—73 M. M. Vasić, Colons grecs à Vinča (Jonier oder Μιξέλληνες um 600 v. Chr.). — 89—99 Ć. Truhelka, Über die Balkan-Yürüken (wandern z. Z. der 1. Osmaneninvasion ein; Name = türk. **yürük** „Nomade"; Gesetzesbestimmungen). — 100—7 Kr. Sandfeld, Note de syntaxe comparée des langues balkaniques (*dass*-Sätze, Ergänzungen zu Linguistique Balkanique 175ff.). — 112—6 V. Čajkanović, Ein frühslavisches Märchenmotiv bei den Byzantinern (γυναικομαστοφαγία). — 117—39 J. Ancel, L'Unité balkanique. — 156—64 N. Vulić, Une Nécropole antique près de Trebenište (Illyrier, die Grabbeigaben griechisch). — 172—9 E. Schneeweis, Fremde Beeinflussungen im Brauchtum der Serbokroaten (Türkisches!). — 188—210 Sv. Stefanović, Die Legende vom Bau der Burg Skutari (Motive; die verschiedenen Versionen). — 211—31 Th. Capidan, Le jeu aux osselets chez les Roumains, les Slaves et les Albanais (Spielregeln und Terminologie; in dieser viel Türkisches). — 232—54 Dr. Kostić, Miloš Kopilić — Kobilić — Obilić (Name, Herkunft und Rang des Kosovo-Helden). — 269—70 L. Spitzer, esp. *levente* (aus türk. **levent**). — 276—7 P. Skok, aroum. *Janotáranl'i*, pl. de *Janóta* (aus **Janota-lar-an-l'i*; **-lar**: türk. Pl., *-an*: pers. Pl., *-l'i*: rumän. artikul. Pl.). — 278—80 P. Skok, Kozluk (türk. ON in Jugoslavien: **koz** + **-luk**).
2 348—59 J. Strzygowski, Balkankunst, das Ende von Byzanz und der Anfang des Neuhellenismus in Europa. — 360—78 Th. Zieliński, L'influence de la civilisation antique en Europe. — 379—86 P. Kretschmer, Sprachliche Vorgeschichte des Balkans (Illyrier, Thraker und Skythen). — 387—96 M. Rostovtzeff, La Vie économique des Balkans dans

'antiquité. — 408—13 M. P. Nilsson, Altgriechische Religion. — 420—35 C. Patsch, Die römische Grenzwehr der Balkanhalbinsel an der Donau. — 436—40 G. Ferrero, L'empire romain et les Balkans. — 441—5 Ch. Diehl, Constantinople au moyen âge. — 446—62 F. Dölger, Die mittelalterliche Kultur auf dem Balkan (die Periode von der Gründung der unabhängigen Staaten bis zur Türkenherrschaft) (gemeinsame Züge der Balkankultur durch Einwirkung von Byzanz: Rechtsdenken, soziale Schichtung, Mönchtum, Kunst, Literatur, Volksüberlieferung). — 463—6 M. A. Andreeva, Dubrovnik. — 467—85 N. Jorga, Rapports entre l'Etat des Osmanlis et les nations des Balkans. — 486—510 Vl. Ćorović, Die Entstehung der unabhängigen Balkanstaaten (Anfang der Bewegung mit der österr.-russ. Agitation im 18. Jh.). — 511—7 K. Baruh, Les Juifs balkaniques et leur langue (türkische, griechische, serbische Lehnwörter bei den Sefardim). — 523—32 S. S. Bobčev, Coup d'oeil sur le régime juridique des Balkans sous le régime ottoman. — 533—8 E. Pittara, Les peuples que les Turcs ont amenés dans les Balkans (Tataren, Tscherkessen, Araber, Neger, Zigeuner, Lazen, Kurden, Armenier). — 539—55 E. Haumant, L'émancipation des peuples balkaniques (1791—1918). — 556—72 E. Çabej, Sitten und Gebäuche der Albaner (folgende Schichten: voridg., idg., altgriech., röm., Balkaneinheit, osmanisch). — 573—84 Vl. Skarić, L'attitude des peuples balkaniques à l'égard des Turcs. — 585—98 P. Skok, Restes de la langue turque dans les Balkans (Lehnwörter, auch griech. u. lat. durch türk. Vermittlung; Suffixentlehnung, redupl. Superlativ; Bibliographie). — 599—610 V. Rosenberg, Vers le rapprochement commercial interbalkanique. — 611—6 Ž. Topalović, La classe ouvrière dans les Balkans. — 617—31 S. Ulmanski, Die Landwirtschaft am Balkan (statist. Angaben auch für die europ. Türkei). E. Hofmann.

Revue Marocaine de Législation, Doctrine, Jurisprudence Chérifiennes (Droit musulman, Coutumes berbères, Lois israélites). Trimestrielle, en langue française et arabe 1 1935:

Die neue, durchgehend zweisprachige, von Paul Zeys, Conseiller à la Cour d'appel de Paris, begründete und herausgegebene Revue hat sich zur Aufgabe gestellt, zwischen den 4 Teilen der Juridictions Chérifiennes: Justice Maghzen, Justice Chrâ, Justice Coutumière und Justice Rabbinique, deren jeder für sich ein Eigenleben führt, eine Art Verbindungsagent zu sein und in enger Zusammenarbeit von Franzosen und Marokkanern die Gesetze, Urteile und Urkunden, die für das mohammedanische malikitische Recht, für das Gewohnheitsrecht und für das jüdische Recht von Interesse sind, zu veröffentlichen und zu erläutern, die großen malikitischen Autoren zu übersetzen und die einschlägigen Arbeiten von Arabisten und Berberisten herauszugeben. Sie gliedert sich in die 8 Unterabteilungen:

A) Législation
B) Doctrine
C) Traduction d'auteurs
D) Jurisprudence Chérifienne
E) Actes divers
F) Biographie
G) Bibliographie
IJ) Droit comparé,

deren jede eigene Seitenzählung für sich hat.
. 2 1—10 Zeys, Einführung. — **A** 1 Protektoratsvertrag v. 30. III. 1912. — 3—16 Dahire betr. die Mahkama vom 11. XII. 1912, 13. VII. & 21. VII. 1913. — **B** 1—6 Zeys & Surdon, Juridictions chérifiennes. — 6—10 Zeys, Adoption en droit musulman. — 10—6 Capitaine Turbet, Preuves suivant la coutume berbère. — 16—20 Griguer, Successions chez les Israélites marocains. — 21—6 Messaoud Chiguer, Condition juridique de la femme mariée en droit musulman. — 27—33 Zeys, Majorité civile et pénale musulmane. — 34—40 Capitaine Bendaoud, Adoption berbère des adultes chez les Beni Mguild. **C** 1—3 El Mehdi el-Wazzani, Le Débiteur, Fetoua, trad. E. Ammar. — 3—13 El-Amal el-Fasi, L'émancipation de la femme, trad. Muhl. — 13—7 El-Amal el-Fasi, Suspension du partage de la succession quand une femme se prétend enceinte, trad. Muhl. — 18—9 Mohammed Embarek Lehlali, Nullité de la rétractation des adoul intervenue postérieurement au jugement du Qāḍi, trad. Abdesselam b. Yousouf. **D** 1—5 Gesellschaftsverhältnis zwischen 2 Brüdern ist durch Notariatsakt zu beweisen (Šra'-Appellhof, 1. IX. 34). — 6—7 Zuständigkeit des Qāḍi und nicht des Qā'id in Wechselsachen gegen eine Waise (Haut Tribunal Chérifien, 2. VII. 32). — 8—9 Wiederverheiratung der Witwe mit dem Bruder des Verstorbenen (Tribunal Rabbinique, Meknès, 7. II. 22).— 9—14 Rechtsgültigkeit einer vom Verstorbenen in seiner letzten Krankheit errichteten Stiftung in Höhe des verfügbaren Drittels (Šra'-Appellhof, 17. I. 30). — 15—17 Beweis der Bürgschaftsübernahme (Haut Tribunal Chérifien, 20. III. 34). — 17 Scheidung mit Einwilligung beider Teile (Tribunal Coutumier, Ait Seghrouchen, 11. VIII. 24). — 17—9 Scheidung bei Nichterfüllung der ehemännlichen Pflichten (Haut Tribunal Rabbinique, 27. XII. 34). — 20—2 Unterhaltsrecht der schwangeren Frau (Šra'-Appellhof, 9. III. 35). — 22—4 Verbindlichkeit der Familienabkommen der am Ḥubus-Gut Interessierten für die Abkömmlinge des Muḥabbis (Šra'-Appellhof, 20. VI. 34). — 24—6 Grenzen des Ḥiḍāna-Rechts der Mutter (Šra'-Appellhof, 30. IV. 35). — 27—8 5jährige Verjährungsfrist (Haut Tribunal Chérifien, 1. IV. 35). — 28—35 Charakter des Gzā'- oder Istiğār-Rechts (Appellhof von Rabat, 3. VII. 29). — 35 Eingebrachtes Gut der Witwe (Tribunal Rabbinique, Marrakech, 14. VIII. 23). — 36—8 Eheversprechen (Tribunal Rabbinique, Marrakech, 21. XI. 23). — 38—42 Wiederverheiratung einer Witwe nach dem Gewohnheitsrecht der Ait Arfa (Tribunal Coutumier, Azrou, 17. VII. 35). **E** 1—3 Beglaubigungsvermerk des Qāḍi. — 3—6 Jüdische Schenkungsurkunde. — 6—7 Jüdische Heiratsurkunde. — 7—8 Verzicht auf die Diya. — 8 Geburtsurkunde eines Marokkaners. — 9—10 Urkunde über Beauftragung zum Kauf. — 10—1 Vollmachturkunde einer Jüdin für ihren Ehemann. — 11—2 Urkunde betr. Vollmachterteilung einer verwitweten Jüdin an einen Dritten. — 13 Urkunde über jüdische Eidesleistung in Rabat. — 13—5 Adoptionsurkunde nach dem Gewohnheitsrechte der Beni Mguild. — 16 Ehevertrag eines Fremden mit der Nichte seines Adoptanten. **F** 1—10 Grimaldi, Ibn Acem, sa vie, ses oeuvres, la Tohfa. **G** 1—2 *Allouche, Durrat el-hiyal (P. Zeys). — 8—10 *Paul-Emile Viard, Questions nordafricaines (P. Zeys). — 10—2 *Henri Laoust, Le Réformisme orthodoxe des Salafiya (P. Zeys). — 13—5 *Jules Griguer, Des différents régimes de successions au Maroc (P. Zeys). Pr.

Revue Tunisienne 6 1935:
23/24 247—70 A. Gateau, La conquête de l'Afrique du Nord et de l'Espagne, par Ibn 'Abd al-Hakam. Traduction annotée (Schluß von II, 233ff. und III, 71ff.). — 271—87 J. Farrugia de Candia, Monnaies aghlabites du Musée du Bardo (mit 2 Taf.: 23 Dinare

und 5 Dirhem, darunter eine Reihe, die in den großen Katalogen fehlen). — 289—307 M. S. Mzali et J. Pignon, Documents sur Khérédine. Le problème tunisien vu à travers la question d'Orient. Suite (Forts. von S. 209ff., s. auch V, 177ff., 347ff., VI, 51ff.). — 309—46 P. Marty, Historique de la mission militaire française en Tunisie (Forts. von S. 171ff.). — 347—59 J. Despois, La fixation des Bédouins dans les steppes de la Tunisie orientale (Anlaß dieser Erscheinuag ist neben der allgemeinen Sicherheit das Vorbild der Ölbaumzüchter des Sahel; charakteristisch ist auch hier die Baumkultur; die Verwaltung fördert den Übergang und sucht ihn zu regulieren). — 361—4 H. Hugon, La pièce tunisienne de 2 P. de 1281 (ohne den Namen des Bey — erklärt sich wohl aus einem damals gemachten Versuch, Tunis unmittelbar der Pforte zu unterstellen). — 365—407 P. Grandchamp, La fin de la Senoussya d'après les sources italiennes (Auszüge aus dem vom Governo della Tripolitania e Cirenaica herausgegebenen Buch L'occupazione di Cufra, Tripoli 1931. über die unter der Leitung von Badoglio 1931 durchgeführte Vernichtung der Macht der Senūsīja). — 409—16 Bulletin critique: *Les Ghazaouat de 'Aroudj et Kheireddine. Chronique arabe du XVIe siècle, texte publié . . . par Noureddine Abdelkader, Alger 1934 (A. Gateau) u. a.

7 1936:

25 1—56 M. Solignac, Les peintures rupestres de la région de Djebibina (mit Tafeln: die 1935 entdeckten Felsmalereien sind die ersten bekannten soweit östlich in der Berberei; nach der sorgfältigen Prüfung der Tierdarstellungen und der menschlichen Tracht kommt Verf. zu dem Ergebnis, daß sie von ansässigen Hirten stammen und neolithisch sind, etwa gleichzeitig mit der vordynastischen Kultur Ägyptens). — 57—83 A. Gateau, Ibn 'Abd al-Hakam et les sources arabes relatives à la conquête de l'Afrique du Nord et de l'Espagne (1. Teil einer eingehenden literargeschichtlichen Untersuchung: Person, Gewährsmänner, Benutzung des Historikers; Analyse der Überlieferung vom Grafen „Julian"). — 85—92 J. Farrugia de Candia, Monnaies frappées à Tripoli et à Gafsa par Dragot (mit 2 Tafeln: 13 Silbermünzen aus dem Bardo-Museum; die Münzen aus Gafsa sind die ältesten türkischen Münzen in Tunesien). — 93—135 P. Marty, Les chants lyriques populaires du sud tunisien. Etude, texte et traduction (1. Teil einer um 1905 angelegten Sammlung mit einer Charakterisierung dieser Lieder, die sprachlich wie sachlich wertvoll sind). — 141—5 A. Bouzige, Petite question d'hydraulique et d'histoire. 21 puits aux environs de Mutuelleville (war hier eine andalusische Siedlung? Und weshalb wurde sie aufgegeben?). — 147—51 Bulletin critique. R. H.

Sinica 9 1934:

1 1—8 E. Rousselle, Zur Würdigung des konfuzianischen Staatsgedankens. — 8—31 E. H. v. Tscharner, China in der deutschen Dichtung des Mittelalters und der Renaissance. — 32—45 F. Kuhn, Sung kommt unter die Liangschan Rebellen (Übersetzung aus dem Schui Hu Dschuan). — 45 G. Amann, Zur Lage in China (Weitere Berichte am Ende jeder Nummer).
2 49—50 Liu Chung-Chieh (Worte der Begrüßung an den neuen chinesischen Gesandten). — 51—77 E. H. v. Tscharner, Die Erschließung Chinas im 16. u. 17. Jahrhundert. — 77—81 Liang Ssu-Mu, Handwerk u. Handwerkerorganisation in China. — Hu Schï (übers. v. Marianne Rieger), Eine Frage (Skizze).
3/4 89—113 O. Franke, Taoismus u. Buddhismus zur Zeit der Trennung von Nord und Süd (Vorabdruck aus Bd. 2 der „Geschichte des chinesischen Reiches). — 114—20 Ju Péon, Die Entstehung der literarischen Richtung in der chinesischen Malerei und ihre Nachteile. — 121—55 F. Lessing, Über die Symbolsprache in der chinesischen Kunst (I). — 155—7 F. Otte, Die Entwicklung der Handelsstatistik in China. — 175—6 R. F. Merkel, Heinrich Hackmann (Zum 70. Geburtstag am 31. 8. 1934).
5 185—98 E. H. von Tscharner, China in der deutschen Literatur des klassischen Zeitalters (I). — 198—202 F. Kuhn, Die Falle im Henkergraben (Übersetzung aus dem Schui Hu Dschuan). — 203—17 E. Rousselle, Die typischen Bildwerke des buddhistischen Tempels in China IX. Bodhisattvas (I.) — 217—31 F. Lessing, Über die Symbolsprache in der chinesischen Kunst (II).
6 237—69 F. Lessing, Über die Symbolsprache in der chinesischen Kunst (Schluß, vgl. indes Nachtrag in 1935 H. 1). — 269—80 E. H. v. Tscharner, China in der deutschen Literatur des klassischen Zeitalters (Schluß). — W. Y. Ting, Aus dem kulturellen Leben und Wollen chinesischer Gegenwart (Übersetzung eines Aufsatzes von V. K. Ting über Wong Wen-Hao).

Sinica-Sonderausgabe 1934:

1—11 O. Franke, Der Konfuzianismus zwischen Han- und Sui-Zeit (Vorabdruck aus Band 2 der „Geschichte des chinesischen Reiches"). — 11—22 F. Jäger, Dokumente über Kü Schï-Sï. — 23—34 G. A. Kennedy, Data zur Deutung des Wesens des Tschun Tsiu. — 34—45 C. Hentze, Methodologisches zur Untersuchung altchinesischer Schriftzeichen. — 45—57 W. A. Unkrig, Peking in einer mongolischen Biographie des 1Cañ-Skya-Chutuktu. — 58—90 E. Rousselle, Ein Abhiṣeka-Ritus im Mantra-Buddhismus.

10 1935:

1 1—21 L. Bachhofer, Chinesische Landschaftsmalerei vom 10. bis 13. Jh. (I). — 22—31 K. Bünger, Die Familie in der chinesischen Rechtsprechung. — 31—42 F. Lessing, Über die Symbolsprache in der chinesischen Kunst (Nachtrag: Übersicht über die wichtigsten Liniensymbole).
2 47—68 L. Bachhofer, Chinesische Landschaftsmalerei vom 10. bis 13. Jh. (II). — 68—90 A. Forke, Die neueste chinesische Philosophie. — 90—1 G. Amann, Zur Lage in China (Ein weiterer Bericht am Ende von Nummer 4).
3 97—108 V. Hundhausen, Die Suche nach dem Traum (Nachdichtung des 12. Aufzuges aus dem Drama „Mou Dan Ting"). — 108—20 B. Lessing, Fünf chinesische Volksmärchen aus Schantung. — 120—36 E. Rousselle, Die typischen Bildwerke des buddhistischen Tempels in China. IX. Bodhisattvas (Schluß). — 137—41 E. S. Fischer, Eindrücke u. Beobachtungen auf einer Reise durch Yünnan und Kwetschou.
4 153—65 E. Rousselle, Die typischen Bildwerke des buddhistischen Tempels in China. X. Die Dharmahalle. XI. Die letzte Kapelle. XII. Rückkehr zur Welt. — 166—76 E. Erkes, Der Primat des Weibes im alten China. — 177—88 F. Kuhn, Entrüstet wirft Fräulein Du Schï das Juwelenkästchen in die Fluten (I) (Übersetzung aus dem Gin Gu Ki Guan).
5/6 199—243 Ku Teng, Einführung in die Geschichte der Malerei Chinas. — 244—50 G. Fochler-Hauke, Sitten und Gebräuche einiger Urvölker Süd- und Südwestchinas. — 250—4 F. Otte, China vor der Konjunkturwende? — 255—6 V. Hundhausen, Der neue Palast (Übersetzung von Schï-Ging II, 4. 5). — 256—64 F. Kuhn, Entrüstet wirft Fräulein Du Schï usw. (Schluß). — 265—6 Ling Tsiu-Sen, Die verräterische Stimme (Märchen). — 266—74 A. Eberhard, Die erste Einladung (Übersetzung e. Novelle von Bing Sin). W. Simon.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries, GmbH. in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.